8°
~~Paed. 208~~
Lautenschlager
Paed. Pr.
2021
E

<36634504530011 S

<36634504530011

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Erzählungen

des

Priesters Ottmar

für Jugend und christliches Volk.

Mit einer Vorrede von Franz Seraph Häglsperger.

München, 1836.
Bei Jakob Giel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Unter allen dienstbaren Mitteln, die dem menschlichen Geiste zur Veröffentlichung seiner Ideen zu Gebote stehen, ist die Erzählung immer eines der brauchbarsten und beliebtesten. Insbesondere ist sie das nothwendige Organ der Geschichte, und in dieser Beziehung ist unverfälschte Darstellung der Wahrheit ihre Aufgabe, und Treue in ihren Forschungen und Kundgebungen der Charaktere, in welchen sie sich zeigen muß.

Die Erzählung wird aber auch gar häufig von den verschiedenen Parteien, in welche sich die Menschen nach ihren Meinungen und Grundsätzen sondern, in Dienst genommen, und in diesem Falle soll sie, je nach dem Wunsche der Partei, bald

diesen, bald jenen Grundsätzen nnd Meinungen huldigen. Zur Lösung dieser aufgedrungenen Aufgabe kann sie sich freilich nicht immer der strengen historischen Wahrheit bedienen, sondern muß auch zur Fiction ihre Zuflucht nehmen.

So entstand nun jene Art von Erzählungsweise, die von der eigentlichen historischen wohl zu unterscheiden ist. Sie läßt sich als Mittel für gute Zwecke wohl billigen, wenn anders die Fiction so beschaffen ist, daß sie nicht den Stempel der Lüge trägt, sondern wirkliche und mögliche Begebenheiten, obgleich dieselben in Zeit, Ort und Raum getrennt seyn mögen, in einem concreten Ganzen darstellt.

Leider ist diese Art von Erzählungsweise aber gerade in unserer Zeit auch ein Mittel für böse Zwecke geworden, — ein Mittel nämlich, in Form von Novellen ꝛc., die schändlichsten Grundsätze zu verbreiten, die Lehrsätze des Christenthums zu lästern, und dafür der Sittenlosigkeit durch die reizendsten Darstellungen allen möglichen Vorschub zu leisten. Wer kennt nicht die saubere Secte des sogenannten „jungen Deutschlands,“ und ihre zierlichen, im blendendsten Schimmer glänzenden Erzählungen, Gedichte ꝛc., voll des tödtlichsten Giftes?

Sehr rühmlich ist es demnach, wenn auf der andern Seite auch Freunde der guten Sache —

Freunde der Wahrheit und ihrer Trägerin, der katholischen Kirche, auftreten, und gleichfalls in oben bezeichneter Erzählungsweise für Gott, für Christus, für die katholische Kirche und ihre heiligen Institutionen Zeugniß abzulegen sich bemühen. Die von F. v. Schenk herausgegebene Charitas möchte hier obenan stehen. Für niedere Stände wirken besonders sehr heilsam die Erzählungen von Schmid, Wendal, Buchberger, Nelk, Schneid, u. m. a.

Ein neuer, würdiger Arbeiter für die gute Sache reiht sich an die oben Bezeichneten. Es ist der Verfasser vorliegender Erzählungen, Herr Ottmar L...., Priester der Erzdiözese München-Freising. Seine ausgezeichnete Erzählungsgabe hat er bereits schon durch mehrere Beiträge zur Jugendbibliothek (unter dem Chiffer O. L.) auf eine sehr rühmliche Weise an den Tag gelegt.

Der Herr Verfasser arbeitet durchaus nach kirchlich-katholischen Grundsätzen mit aller Begeisterung, mit aller Wärme für Religion und Kirche. So sind auch die Themate der hier vorliegenden Erzählungen nur allein aus diesem Gesichtspunkte zu würdigen.

Der Unterzeichnete gesteht, daß er dieß Alles mit vielem Vergnügen gelesen habe, und hält es

für Pflicht, den Herrn Verfasser zu mehrern ähnlichen Arbeiten aufzumuntern. Seine Arbeiten, die immer mehr an Gediegenheit gewinnen werden, dürften stets allen frommen Lesern willkommen seyn.

Egglkofen bei Neumarkt an der Rott, am 1. März 1836.

F. S. Häglsperger,
Pfarrer.

I.

Das Gericht.

1.

Im Frühlinge des Jahres 832 saßen in einem Gaue des südlichen Allemaniens Guntram, der Gaugraf und der Missus dominicus des Kaisers Ludwig Winhold, seines Sohnes Pipin Liebling, zu Gerichte. Unter einer alten, mächtigen Eiche, an einer langen Tafel saßen die Richter; oben Winhold, des Kaisers Gesandter; ihm zunächst die Abte und Pröpste der benachbarten Klöster; links Guntram, der Gaugraf mit den Edlen des Gaues.

Auf der Tafel stand zwischen brennenden Kerzen das Bild des Gekreuzigten; zu Seinen Füßen lag ein entblößtes Schwert. Ringsumher in einem großen Halbkreis standen die Gewaffneten und Reisige des Grafen, die Diener und Boten des Gerichtes und hielten Ordnung unter der versammelten Menge. Es wurden die Kläger angehört und jedem gegeben nach Gerechtigkeit, Schutz und Schirm oder Strafe. Das Gericht nahte sich jetzt seinem Ende; kein Kläger trat mehr vor. Da winkte Winhold dem ersten der Gerichtsboten und dieser rief mit lauter Stimme:

„Wer noch zu klagen hat, der klage! Klagt niemand mehr? Wer Gerechtigkeit will, der fordere sie, und sie wird ihm werden von den Richtern des Gaues!

fordert niemand mehr Gerechtigkeit?“ Er hielt still und blickte auf die Menge. Alles schwieg. — „Zum letztenmal,“ begann er auf das neue, „stellt die Klagen, fordert Gerechtigkeit! Wer will noch klagen?“

Ich! rief eine schwache Stimme, und durch das Volk drängte sich mühsam ein Greis und stellte sich den Richtern dar. Seine Gestalt trug deutliche Spuren des Elendes und der Bekümmerniß. Lange schneeweiße Haare flatterten um sein abgemagertes runzelvolles Gesicht, auf welchem Gram und Jammer tiefe Furchen gegraben hatten; seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und ihr Glanz schien fast erloschen zu seyn, — sein Rücken war gebeugt; er wankte fast und konnte sich nur mit Hilfe eines Stabes aufrecht erhalten. Voll Verwunderung und Mitleiden schauten Alle, Volk wie Richter auf den Alten, leises Gemurmel und Gefrage erscholl jetzt unter dem Volke; alles wollte wissen, wer der Alte sey; doch keiner kannte ihn.

„Gegen wen klagst du?“ fragte der Gerichtsbote. — „Gegen meinen Sohn!“ erwiederte dumpf, doch hörbar und mit sichtbarer Anstrengung der Greis. — „Gegen deinen Sohn?“ fragte düster Winhold, „so klage, doch nach Wahrheit!“

„Ja, das will ich bey dem dreyeinigen Gott! Möge mir der Heiland die Worte auf die Zunge legen! Ja ich will klagen gegen meinen Sohn! klagen vor dir, o Winhold; denn du hast den Ruf eines gerechten Mannes. Es drängt mich, dir alles zu offenbaren.“

„Fragt nicht um meine Heimath; sie ist weit von hier; ich will sie nicht nennen, damit ich ihr die Schande erspare, die Geburtsstätte eines solchen Bösewichtes zu

seyn. Fragt nicht um meinen Namen, nicht um den meines verlornen Sohnes: ich habe geschworen sie nur meinem Beichtvater zu nennen, sie würden Euch doch, wenn ich sie auch nennen wollte, unbekannt seyn und bleiben."

„O hört und erbarmt euch, ihr gerechten Richter! habt Geduld mit der Rede eines alten elenden Mannes, den Schmerz und Jammer fast wahnsinnig gemacht haben."

„Groß und edel ist meine Abkunft; reich und mächtig war ich an Hab und Gut, geehrt durch die Freundschaft der benachbarten Edlen. Aber höher als Alles achtete ich mein Söhnlein, mein einziges Kind, das mir eine früh verstorbene Ehefrau hinterlassen hatte. Ich liebte mein Kind mehr als mein Leben, es war meine Freude, mein Trost in mannigfaltigen Widerwärtigkeiten des Lebens. Räuber zündeten meine Burg an; ich rettete mit Lebensgefahr mein Kind und sah lächelnd zu, wie die Flamme die Mauern verzehrte; denn in ihm hatte ich Alles gerettet. Der Rheinstrom trat aus und schwemmte meine Höfe und Schwaigen hinweg und ertränkte meine Pferde und Heerden — ich war dennoch reich; ich hatte noch immer mein Kind. — Mein Sohn wuchs heran; an meinem Herzen suchte ich ihn zu bilden. Ich lehrte ihn die Rosse bändigen, den Bogen spannen, die Lanze werfen und das Schwert schwingen; ich freute mich seines Muthes und seiner Kraft. Da erkrankte ich. Drey Jahre lag ich auf dem Krankenlager. O Jahre des Schmerzens und des Unglücks. Diese Zeit benützte der Feind, Unkraut zu säen in das junge Gemüth meines Sohnes. — Er gab sich der Trägheit, der Trunkenheit und dem Spiele hin; nur in schlechter Gesellschaft, wo er ungestört aller Lust fröhnen konnte, wurde ihm

wohl, er floh das Gebeth und mied das Krankenlager seines trauernden Vaters. Ich genas; aber nur zu neuen Schmerzen. Jetzt erst fühlte ich das Unheil, welches die Verführung in dem Herzen meines Sohnes angerichtet hatte. Ich bot Alles auf, ihn zu bessern, — es war zu spät; meine Bitten und Thränen verlachte er; meinen Drohungen setzte er Rohheit und Hohn entgegen. Er bestahl mich und verpraßte mein Hab und Gut mit seinen Gesellen. Da ergrimmte ich und ließ ihn in meinen Thurm sperren, auf daß er von seinen Führern getrennt, sich bessern und des Vaters Liebe und Schmerzen erkennen möchte. Dort besuchte ich ihn täglich und meinte ihn zur Erkenntniß und Umkehr zu bewegen. Aber sein Herz war wild und grausam geworden. Er höhnte mich; hört es ihr Richter, er schlug mich, seinen Vater!"

Erschöpft, hielt der Alte jetzt inne. Ein lautes Gemurre des Mitleidens und Abscheues erscholl jetzt aus dem Munde Aller. Erschüttert schauten die Richter auf den Greis. Winhold saß stumm und starr, und winkte ihm fortzufahren.

„Es kommt noch ärger," hob der Alte an; „mein Sohn brach aus dem Thurme, wahrscheinlich mit Hilfe seiner Gesellen. — Mein Jammer war groß; ich bat auf den Knien meinen Herrn und Heiland, seiner und meiner sich zu erbarmen, und ihn zu mir zurückzuführen. Ja, er kam, aber wie! In einer Nacht trat er von einem seiner Freunde begleitet, mit wilden, fürchterlichen Blicken an mein Lager. — „Vater, rief er, erhebe dich und folge mir! „Bei dem Tone seiner Stimme, bei den Blitzen seiner rollenden Augen schwand die Freude meines Herzens. — Ich erschrack. — „Was willst du?" fragte ich bebend. — „Dir das thun, was du uns ge=

than hast!" rief mein Sohn fürchterlich. — Ich ahnete Böses, wollte aufspringen und nach Hilfe rufen. Sie aber warfen mich nieder, verstopften mir den Mund, banden mich und schleppten mich nach dem Thurme, wo ich meinen Sohn gefangen gehalten hatte. Doch nicht das schöne, reinliche Zimmer, das ihm zum Aufenthalte gedient hatte, sollte meine Wohnung seyn; sie warfen mich tief unten in ein finsteres Loch, wo Ratten, Eidechsen und Schlagen hauseten. Da lag ich drey Jahre lang, unter unsäglichen Schmerzen; stinkendes Brod, wovon mir die Ratten kaum die Hälfte ließen, und faules Wasser war meine Nahrung; auf vermoderten Stroh mußte ich ruhen; trat das Wasser aus, so überschwemmte es meinen Kerker, und drohte mich zu ertränken; ich erkrankte mehr und mehr, und mein Auge war dem Erblinden nahe."

Mein Jammer nahm zu von Tag zu Tag, mein Sohn sah es und hatte kein Erbarmen. Da erbarmten sich meiner die Elemente. Des Sturmes Wuth warf den alten Thurm zusammen; ich blieb unversehrt; des Wassers Fluth brach ein in mein Loch, und als es nach drey Tagen ablief, fand ich den Ausgang geöffnet. Ich stieg heraus aus meinem Grabe, und frey stand ich auf der Erde unter dem freyen Himmel. Ich schaute auf meine Burg hin. Hörner und Jubelgesang erscholl in meinen Sälen; da streckte ich meinen Arm zur Verwünschung aus, und hob meine Zunge, um den Fluch über den gottlosen Sohn auszusprechen, — dreymal hob ich an — doch es versagten mir die Lippen. In unendlichem Schmerze, unvermögend meinen Sohn zu hassen, außer Stand ihn zu lieben, verhüllte ich weinend mein Angesicht und floh hinaus in Wälder und Klüfte. Zehn

Jahre habe ich gelebt in den Wäldern, mit Wölfen und Füchsen, mit Bären und Schweinen, und habe sie alle menschlicher gefunden, als Gerold, meinen Sohn."

„Jetzt, Winhold, du gerechter Mann! richte zwischen mir und meinem Sohne; sag, was hat er verdient?"

Winhold aber hatte die letzten Worte des Alten nimmer gehört; „Guntram," sprach er leise, „mir wird übel;" leichenblaß und ohnmächtig sank er vom Stuhle. Eilig trug man ihn nach Guntrams Burg. Dort kam er nach zwey Stunden zu sich. „Den Alten," rief er mit leidenschaftlicher Heftigkeit — „den Alten bringt mir. — Sucht! Sucht! Fort alle!" — Er selber sprang von seinem Lager auf, den räthselhaften Alten zu suchen. Mit Mühe nur konnte ihn Guntram zurückhalten. Ueberall hin wurden Boten ausgesendet; doch keiner brachte ihn zurück. Der Greis war unter der Menge verschwunden und keiner sah ihn mehr.

Sobald sich Winhold erhollt hatte, stellte er selber, von Guntram unterstützt, Nachforschungen an. Weit und breit wurden in dem ganzen Gaue alle Dörfer, alle Höhlen und Wälder durchstreift, aber keine, auch nicht die geringste Spur von dem Alten gefunden. Als nun Winhold alle Mühe eitel und vergeblich sah, beurlaubte er sich von Guntram und zog nach Hause. Aber anders als er gekommen war, ritt er fort; seine Wangen waren bleich, und in seinen düstern Augen glühte ein tief verborgener Schmerz. An Pipins Hof kam er nimmer zurück. Seine Begleiter und Knechte vermißten ihn auf der Reise eines Morgens. Er mußte sich während der Nacht heimlich entfernt haben.

Pipin, der Winhold sehr liebte, bekümmerte sich über sein Geschick und sandte Boten und Späher überall

aus, aber keiner fand den Winhold. — Nur einer brachte eine ungewisse Botschaft zurück; sie klang aber zu seltsam, als daß man ihr hätte glauben können. Ein Hirt des Waldes sollte einen Mann gefunden haben, der blutend bei einem Beile, mit abgehauener Rechten unter einer Eiche lag. Nach seiner Aussage und Schilderung konnte es vielleicht Winhold gewesen seyn; der Hirt hatte sich über den Ohnmächtigen erbarmt, in seine Hütte ihn aufgenommen und dort geheilt. — Dieser aber sey nach seiner Heilung entflohen und hätte sich vor niemanden mehr sehen lassen.

2.

Um diese Zeit war gräuelvolle Verwirrung in dem großen fränkischen Reiche. Karl der Große hatte seinem Sohne Ludwig wohl sein gewaltiges Reich, aber nicht auch seine Kraft hinterlassen können. — Ludwig der Fromme, sanft und mild, bis zur Schwäche gutherzig, hatte bereits im Jahre 817 das Reich unter seine drey Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig getheilt, und den ältesten, Lothar, zum Mitregenten angenommen. Da verehelichte sich Ludwig der Fromme zum zweytenmale mit Judith, einer Tochter des Grafen Welf von Bayern, und sie gebar ihm einen Sohn Karl (nachmals der Kahle genannt). Diesem bestimmte der Vater, auf Judith's Zureden, Allemanien, Rhätien und einen Theil Burgunds. Nun empörten sich die drey Söhne erster Ehe gegen den guten Vater. Die Großen des Reiches verließen ihren Kaiser und traten auf die Seite der aufrührerischen Söhne. Von ihnen unterstützt, nöthigte Pipin seinen Vater einzuwilligen, daß seine Gemahlin Judith in ein

Kloster ging; er selber sollte Mönch werden. Jetzt kam auch Lothar mit seinem Heere aus Italien und Ludwig wurde nun in einer Art Gefangenschaft gehalten. Doch die Deutschen befreiten ihn; aber auf das neue empörten sich seine Söhne, als er Judith seine Gemahlin wieder zu sich nahm. Ludwig (der Deutsche genannt) unterwarf sich seinem Vater, aber Pipin verharrte in Trotz und Ungehorsam und durcheilte das Frankreich, um die Großen des Reiches gegen den Herrn und Vater aufzureizen. — Vor allen suchte er den Grafen Wido, der gegen die Schweiz hin mächtige Burgen und reiche Güter besaß, auf seine Seite zu bringen. — Aber der Graf, so schlau als mächtig, zögerte und wollte erst eines sichern Ausganges des gefährlichen Unternehmens gewärtig seyn.

Pipin, solchen Zauderns ungeduldig, ergriff eines Tages den Bogen, um zu jagen. Nur ein kleines Gefolge begleitete ihn. — Hingerissen von jugendlichem Feuer, verfolgte er mit Hitze einen Hirschen von seltener Größe und Schönheit. — Das Thier, bereits durch Pipin's Pfeil verwundet, floh durch die Forste in des Waldes Mitte, wo vielleicht noch keines Menschen Fuß gedrungen war, setzte über Bäche und Sümpfe; Pipin eilte ihm unaufhaltsam nach. Seine Jagdgenossen waren unvermögend, ihm zu folgen; er sah sich allein und achtete es nicht, er stürmte rastlos dem flüchtigen Thiere nach. Die Gegend wurde immer rauher, immer bergiger; mit einem mächtigen Satze sprang jetzt der Hirsch über ein Felsenstück und verschwand. Pipin kletterte ihm nach; er sah den Hirschen erschöpft durch die Wunden und Anstrengungen kraftlos auf dem Boden liegen. Fröhlich eilte er hinzu, um ihm den letzten Stoß zu geben,

da trat eine lange schreckbare Gestalt aus dem Dickicht. Schwarzes, struppichtes Haar flog um ein düsteres Haupt, tief lagen die Augen unter der großen Stirne und glühten voll unheimlichen Feuers. Der Bart reichte weit über die Brust; ein Bärenfell umschloß den Leib; in der Hand schwang die Gestalt, kaum einem Menschen ähnlich, einen gewaltigen Stock. — Ueberrascht starrte Pipin. „Absolon, Absolon," rief die Gestalt, „was jagst du nach Hirsche? Hast du nicht genug an dem edlen Wild zu Tours, gegen das du Hunde und Treiber hetzest, bis es zu Boden stürzet, wie dieser Hirsch da.*) Hirsch, Hindin und Hirschkalb verfolgst du mit grauser Lust! Kennst du die Geschichte von Absolon, du mein lieber Kamerad?" — Pipin erholte sich von seiner Bestürzung, zog sein Schwert und drang wüthend auf den Mann ein, der so verwegen zu ihm gesprochen. Der Mann aber schlug ihm mit Riesenkraft das Schwert aus der Faust, warf ihn zu Boden und packte ihn bei der Kehle, als wollte er ihn erdrosseln. Keuchend flehte Pipin um Barmherzigkeit. Der Mann schüttelte ihn dreimal, daß seine Beine krachten, dreimal hob er ihn auf von der Erde in die Höhe, als wollte er ihn an den Felsen zerschmettern. Laß los, laß los — keuchte Pipin in gräßlicher Angst; ich bin König Pipin. — Hu, heulte der Mann, — hätte ich Lothar und Ludwig in meiner Faust — ich wollte sie zermalmen und zerdrücken, zu Staub. — Pipin! ich kenne dich; warst ja mein bester Geselle, kennst du mich nimmer? — „Winhold!" rief ent=

*) Unter dem Hirschen ist Ludwig, Pipins Vater, unter der Hirschkuh, Judith seine Gemahlin, unter dem Hirschkalbe, Karl, ihr Sohn, Pipins Stiefbruder gemeint. —

setzt der Fürst, von einer gräßlichen Ahnung ergriffen. — „Absolon, Absolon," heiß ich, erwiederte dieser, mit wahnsinnigem Gelächter: „Absolon ist ein guter Sohn gewesen, und hat seinen Vater David so lieb gehabt, wie Lothar, Pipin und Ludwig den ihrigen! Ihr seyd meine wackern Brüder! Hab' meinen Vater auch geschlagen und ins Gefängniß geworfen. — Hu — Absolon! Pipin, Pipin, du König von Aquitanien, kennst du das vierte Gebot? Mußt sterben, ja, bald sterben; du hast es nicht gehalten!" — „Laß mich los — du höllisches Ungeheuer!" schrie Pipin in höchster Angst. Winhold aber streckte den rechten Arm aus; ihm fehlte die Hand. „Sieh, Pipin, wo ist denn meine Hand?" Und er schüttelte in rasendem Schmerz den Arm. — „Ich habe sie weggehackt, die verfluchte Hand! sie hat den Vater geschlagen!" Pipin schauderte im Innersten seiner Seele zusammen; er sammelte alle Kräfte und wollte fliehen. Winhold aber hielt ihn und schaute ihn lange mit glühenden, durchdringenden Blicken an. Auf einmal schlug er den Fürsten und stieß ihn fort. — „Lauf, Pipin, lauf, rief ihm höhnisch der Wilde nach; lauf, von einem Ende der Welt bis zum andern; du wirst der Strafe nicht entgehen!" — Pipin floh, wie von bösen Geistern geplagt durch die Wälder. Absolon! Absolon! tönte es aber noch immer in seinen Ohren. Er stieß in sein Hüfthorn, um den fürchterlichen Klang dieses Wortes zu verbannen. — Weithin schollen des Hornes Töne, doch es war ihm, als ob noch das Echo derselben mit verdoppelter Macht ihm Absolon! Absolon! zuriefen. —

Winhold aber setzte sich todesmatt neben dem blutigen Hirschen nieder. Sein Auge starrte düster auf den Felsen, an welchem das Thier in seiner Noth lehnte und verendete.

— Absolon — Absolon — seufzte er auf einmal, und sprang in das Dickicht. Dort umfaßte er, als wollte er eine Stütze in seinem Elende haben, ein Bäumlein, und sang in wahnsinnigem Schmerze: —

Es fault die Hand in kühlem Grund',
Es brennt das Herz im Höllenschlund,
Es nagt der Wurm, es bellt der Hund!

Absolon! Absolon! rief er rasend mit höhnischem Gelächter; er brach das Bäumlein mit Riesenkraft zur Erde; verhüllte sein Antlitz mit der einen Hand und stürzte voll unendlicher Qual, verzweifelnd fast in die Tiefe der Wildniß. —

3.

Am Abend eines Spätherbstes, als die Blätter abfielen und der Nebel sich schon in dichtern Massen über Thal und Berge breitete, begehrte ein Wanderer im Kloster zu Bobbio Einlaß. Sein Aussehen verrieth Erschöpfung und Müdigkeit im höchsten Grade. Der Blick seines Auges war erloschen und seine Züge voll Unruhe und Jammer. — Er bat um eine Labung; man bot ihm Wein; er schlug ihn aus und verlangte Wasser. Als er mit der linken Hand das Glas zum Munde führte, sah man, daß ihm die rechte fehle. — Demüthig dankte er für die geringe Gabe und bat, man möge ihn zu dem frömmsten und weisesten Priester führen; denn er wolle sich durch eine aufrichtige Beicht reinigen von seinen schweren Sünden, und sich vorbereiten für sein nahes Ende. — Darauf führten ihn die Mönche mitleidig in die Klosterkirche und hießen ihn warten und

bethen. Der Fremdling aber warf sich voll tiefen Leides auf die Erde und rang in unsäglichen Schmerzen Hand und Herz zu dem Gekreuzigten empor. Da wankte ein Mönch durch den Gang. An des Fremden Seite kniete er sich nieder, eisgrau an Haut und Haaren, und bethete in tiefer Inbrunst. Der Greis erhob sich jetzt und winkte dem Manne in den Beichtstuhl ihm zu folgen. — Der Fremdling that es. —

Die Beichte dauerte lange und mußte wohl für beide höchst ergreifend und erschütternd gewesen seyn. — Des Priesters Antlitz verklärte Schmerz und eine wundersame Freude; seine Augen schimmerten sanft und voll Wohlwollen neigte er sich zu dem Fremdling, über dessen abgehärmten Wangen die hellen Zähren perleten. „Hochwürdiger Herr, sprach Letzterer, ich dank Euch, ich danke Euch von ganzem Herzen; Euere Tröstungen haben mich wunderbar erquickt. Glaubt Ihr, ich könnte Verzeihung erhalten für meine Missethat?“ Gerold, rief der Mönch mit weicher Stimme, Gerold, mein Sohn, kennst du denn nimmer deinen Vater Siegebald?“

„O Jesu!“ schrie der Fremdling in Schmerz und Entzücken auf, „Vater, Du bist es, Du bist ein Priester? Du hast mir die Absolution gegeben, O Jesu! Du hast mir verziehen!“—„O mein Sohn Gerold, habe ich dich wieder?“ stammelte der Greis und drückte ihn unter Thränen an das Herz. „O mein liebster Sohn! du hast reuig und wahr gebeichtet! Dir ist Alles vergeben!“ Gerold aber umfaßte seinen Vater und umspannte ihn mit seinen Armen; Wange ruhte an Wange, Brust an Brust; in seiner Liebesgluth preßte er immer heißer und heftiger den Vater an sich, als wollte er ihn nimmer lassen. — Sanft wollte sich Siegebald den umschlingen-

den Armen des Sohnes entwinden. „Gerold, bat er, laß uns auf meine Zelle gehen! deine Wange ist so kalt; dein Auge blickt so starr!" Aber Gerold antwortete nimmer; — an dem Herzen des Vaters hatte er die reuige Seele ausgehaucht! —

Siegebald sah es, daß sein Sohn todt war. Da seufzte er tief auf. Herr, sprach er leise, nimm hin meinen Sohn; mich hast du erhört; nun legte er die Leiche an die Stufen des Altares nieder, auf welchem er so oft für den verlornen Sohn das heilige Opfer dem himmlischen Vater dargebracht hatte. Um seinen Sohn zu erretten, hatte Siegebald noch in den alten Tagen seines Lebens die Last und die Würde des Priesterthums auf sich genommen und täglich das göttliche Opfer der Liebe dem himmlischen Vater mit der Bitte dargebracht, seinen Sohn Gerold dem Verderben zu entreißen. — Der Herr hatte sein Flehen erhört.

Als die Mönche den Siegebald suchten, fanden sie ihn eifrig bethend bei der Leiche des Fremden. Er hatte gerade nur so viele Kraft, um ihnen das wundervolle Ereigniß zu verkünden. Er verlangte nach den heiligen Sakramenten und starb des Morgens. — Ein Sarg, Ein Grab umfängt Vater und Sohn. —

Nur Weniges noch zur Vollendung der Erzählung. Gerold, nach des Vaters Siegebalds plötzlichem Verschwinden von Schrecken und Angst ergriffen, hatte seine Güter und Burgen verlassen, seinen Namen in Winhold verändert und sich an Pipins Hof begeben, wo er sich durch Muth und Tapferkeit auszeichnete, und des Fürsten Wohlwollen in hohem Grade erwarb. Nach vielen

Jahren war es, wo er an jenem Tage zwischen sich und dem Vater, von diesem selber zum Richter aufgerufen, richten sollte. Da richtete das Gewissen, Gottes Macht, den schuldvollen Sohn. Er suchte den Vater und fand ihn nicht. Von Angst und Schmerz ergriffen, floh er die Menschen, zog in die Wälder, wo er sich die Hand abhieb, welche den Vater geschlagen, und Buße that, wie wohl Keiner vor ihm. Reue und Schmerz trieben ihn oft zum Wahnsinn. Da erbarmte sich des Büßers der Heiland, linderte seine Schmerzen und führte ihn zum Klösterlein, wo er den Vater fand und ein seliges Ende.

An Lothar, Pipin und Ludwig, den ungehorsamen Söhnen Ludwig des Frommen ging in Erfüllung, daß der Herr nur die guten, gehorsamen Kinder segnet. — Pipin starb in der Blüthe seiner Jahre vor dem Vater noch (den 13. November 838); Lothar von innern Vorwürfen gequält, krank an Geist und Körper, wurde der Herrschaft, um dererwillen er der Verbrechen so viele begangen, müde und that Buße im Kloster Prüm im Ardennenwalde, wo er 855 den 28. September sein Leben endete. — Ludwig der Deutsche hatte sein ganzes Leben mit in- und auswärtigen Feinden, mit Sorgen und Kümmernissen hinzubringen, bis ihn der Tod im Jahre 876 davon erlösete. —

II.

Die Todtenmesse.

1.

„Nein, es ist nimmer zum Aushalten mit den Buben,“ klagte der alte Martin, Meßner zu Wondorf, einer Filialkirche der Pfarrey Tharsing, seinem Weibe Anna; „ich habe sie um halb sieben Uhr bestellt und jetzt ist es sieben Uhr und der Herr Pfarrer wartet schon lange in der Sakristey.“

„Gedulde dich nur noch ein paar Minuten,“ tröstete Anna, „die Ministranten können nicht mehr lange ausbleiben; der Herr Pfarrer ist ein gar guter Herr, der läßt es dir gewiß nicht entgelten.“

„Ja, nur zu gut ist er, gar zu gut,“ meinte unmuthig der Meßner; „ich ließe die Buben einsperren und züchtigen; sie kämen dann gewiß, und sündigten nimmer auf seine Barmherzigkeit. — Hätte ich mir doch die Hand nicht verstaucht, so könnte ich ministriren; aber so zittert und wankt sie, daß ich müßte die Kandeln und das Meßbuch fallen lassen.“

„Bedeutet dieß Geläute eine heilige Messe?“ fragte ein Wanderer, der beyden unbemerkt, von der entgegengesetzten Seite sich ihnen genaht hatte. Der Meßner

kehrte sich um und sah einen reinlich, doch ärmlich gekleideten, etwa sechzigjährigen Mann vor sich stehen, der ihn freundlich grüßte und seine Frage wiederholte.

„Ja, freilich," erwiederte Martin, „man läutet zur heiligen Messe, aber lieber Gott, wer weiß, wann sie angeht. Könnt noch lange darauf warten müssen! Der Herr Pfarrer ist freilich schon da; aber der faule und nachläßige Schelm von einem Ministranten — der bleibt aus und ich kann meiner Hand halber nicht ministriren." —

„Wenn es euch recht ist, so will ich statt seiner ministriren," sprach der Fremde freundlich; „ich habe im Kloster gar lange am Altare gedient, und schwerlich Alles vergessen."

Mit Freuden nahm der alte eifrige Martin, dem jetzt ein Stein vom Herzen war, dieß Anerbieten an. Er führte den Fremden in die Sakristei, wo der Pfarrer den neuen Ministranten mit Güte und Freundlichkeit aufnahm und unverzüglich zum Altar trat, die heilige Handlung zu beginnen.

Der fremde Ministrant zeigte Geschicklichkeit, Eifer und rührende Andacht, — Eigenschaften, die nicht bei allen Ministranten anzutreffen sind. — Nach dem Evangelium forderte der Priester, wie es in dieser und gar mancher Gegend gebräuchlich ist, die Gläubigen auf, in ihrem Gebethe aller verstorbenen Christen, derjenigen, die aus der Pfarrgemeinde in Gott dem Herrn entschlafen waren, und besonders des Herrn Johann Märtl, ehemaligen Gutsbesitzers von hier, eingedenk zu seyn, für welchen heute dieß heilige Opfer dargebracht werde, auf daß seine Seele Gnade vor Gott und die Freude der Auferstehung und der ewigen Seligkeit erlangen möchte. —

Bei dem Namen, Johann Märtl, zeigte sich auf dem Antlitz des Ministranten die höchste Ueberraschung und das größte Erstaunen. Es schien sogar als umflöge auf einen Augenblick ein heimliches Lächeln seine Lippen; doch der heiligen Handlung eingedenk, sammelte er sich bald wieder und betete mit Inbrunst das heilige Vaterunser. Als „aber der Priester betete: Herr, gieb ihm und allen Christgläubigen die ewige Ruhe, „und das Volk antwortete: „Und das ewige Licht leuchte ihnen," da betete der Fremde: Herr, gieb ihm eine glückselige Sterbstunde! Seine Andacht stieg jetzt mehr und mehr; man sah es ihm an, daß seine Frömmigkeit nicht Schein war, sondern ihm vom Herzen ging. — Die heilige Handlung war vollendet, der Pfarrer begab sich in die Sakristei, wo ihm der Fremde beym Auskleiden behilflich war.

„Erlaubt mir, Hochwürdiger Herr Pfarrer," fragte er jetzt, „wer hat denn diese heilige Messe für den Johann Märtl lesen lassen?" Meister Konrad, der Schreiner, erwiederte der Pfarrer, seht, da kommt er selbst. Der Fremde konnte hierbey einige Ueberraschung nicht verbergen und wandte forschend seine Blicke auf den Eintretenden.

Es war ein junger, höchstens dreißigjähriger Mann, mit freundlichen Zügen des Gesichtes. Er begrüßte ehrerbietig seinen Pfarrer und entrichtete das Stipendium. Jetzt kehrte sich der Schreiner zu dem Fremden und wollte ihm die Gebühr für das Ministriren reichen. Dieser aber schlug es freundlich aus. — „Ich bedarf es nicht," sprach er, „aber es freut mich recht sehr, daß ihr eurer Verwandten so eingedenk seyd; das wird ihnen noch im Grabe wohlthun und Gott wird es euch lohnen."

„Da ist nicht von Lohn zu sprechen,“ erwiederte Meister Konrad gerührt; „der Verstorbene war mein Wohlthäter von Jugend auf, ich bin ihm Alles schuldig; wollte Gott, ich hätte ihm die Augen zudrücken können; er mußte zu seinem und unserm Unglück in der Fremde sterben; aber täglich beten wir für seine abgeschiedene Seele.“ — Der Fremde betrachtete mit Blicken voll Rührung und Wohlwollen den Schreiner und drückte ihm bewegt die Hand. „Wißt ihr denn so gewiß, daß er gestorben ist?“ — „Darüber ist kein Zweifel,“ antwortete betrübt Meister Konrad. „Es ist ein Todtenschein da, der vom Gerichte selber als wahr anerkannt worden ist. — Er ist im Venetianischen gestorben auf der Heimreise.“

Der Fremde schwieg nachdenklich eine Zeitlang, dann wandte er sich, um Abschied zu nehmen, zum Pfarrer, der zu einem Kranken geholt wurde. — Auch Meister Konrad entfernte sich nach einem biederdeutschen Handschlage von dem Fremden. „Vielleicht sehen wir uns noch einmal,“ meinte der Fremde. — „Ja, macht mir die Freude, mein Haus liegt an der Landstraße, eine Maaß Bier, Butter und Brod werdet ihr nicht verschmähen, so viel leidet es dem Meister Konrad schon.“

Der Fremde besuchte jetzt den Gottesacker, eine Reihe wehmüthiger Erinnerungen schien in ihm aufzusteigen, als er die vielen Kreuze und Gräber betrachtete, unter denen sich die Todten bargen. Bey gar manchem Grabe blieb er stehen, seufzte auf und betete, als ob es einen seiner Freunde und Lieben bedecke, ein andächtiges Vater unser. Auf einmal blieb er mit dem Ausdrucke seltsamen Erstaunens stehen. Auf einer an der Kirchen-

mauer angehefteten Marmorplatte las er folgende Inschrift:

Dem
edlen und frommen
Herrn Johann Märtl,
ehemaligen Gutsbesitzer dahier.

Er starb in der Fremde, jetzt ruht er aus in der himmlischen Heimath.

Um ihn weint mancher hier.

Mit tiefer Bewegung las er die Inschrift zweimal; eine Thräne schimmerte in seinen Augen. Der alte Martin, der eben die Kirche zuschließen wollte, nahte sich ihm.

„Ja," begann er, „das war ein braver Mann, der Herr Märtl, — Gott tröste ihn, — den Armen hat er viel gethan. Schade, daß er in der Fremde starb. Aber warum mußte er auch gerade nach Jerusalem wallfahrten; er hätte wohl daheim bleiben können; aber er war seiner Lebetag ein eigensinniger Mensch, der sich nichts sagen ließ; jetzt hat er es."

„In der Fremde starb er also?" fragte der Unbekannte, „weiß man denn das gewiß, daß er todt ist?"

„Ja, es sagen es Alle. — Sein Vetter Franz, den er aufgezogen hat, der reisete bis nach Venedig und suchte ihn überall; zuletzt fand er, daß er schon vor zwey Jahren in einem Krankenhause verstorben, und Gott weiß wo begraben ist. Darüber ließ er sich nun von dem dortigen Gerichte einen Schein ausfertigen und trat die Erbschaft an; denn ehe der alte Märtl wallfahrten ging, machte er ein Testament und setzte den Franz ganz allein zum Erben ein. Er hatte noch einen Schwestersohn,

den Schreiner Konrad, ein guter, aber wilder Bursche; der bekam gar nichts.“

Der Fremde versank in tiefes Nachdenken, dann betrachtete er auf das neue die Grabschrift. „Vermuthlich wird wohl der Vetter Franz dem alten Märtl diesen Stein gesetzt haben?“ „Wie, der?“ fragte der Meßner gedehnt, „ja, der ist der Rechte; den muß man kennen, das ist ein Knicker, ein Wucherer, wie es keinen giebt. Wenn der mit einem Gulden seinen todten Vetter lebendig machen könnte — er thäte es nicht. Ja, der alte Märtl, im Grabe würde er sich noch umkehren, wenn der die saubere Wirthschaft des Franz sähe. O, daß Gott erbarme! Mit allen Menschen streitet und prozessirt er. Keiner seiner Dienstboten kann ihm genug arbeiten; an ihrem Lohne zwickt und zwackt er, wo er nur zwacken kann. Und von den Armen, da darf ihm keines in das Haus, da wäre es aus.“ — Der Unbekannte hörte staunend und schweigend zu.

„Wie konnte aber der alte Märtl solch einen Menschen zu seinem Erben einsetzen? Wie ist dieses möglich?“

„Ja möglich,“ meinte der Meßner, „der Franz ist ein Schleicher und Heuchler von Haus aus. So lang der alte Märtl lebte, da stellte er sich so fromm, so barmherzig, so heilig in allen Worten und Werken; da war kein Mensch frömmer als er. Aber hinterrücks; wie hat er den alten guten Märtl betrogen und zum Besten gehabt, und der alte Märtl hat doch Alles auf ihn gehalten!“ Die Wangen des Fremden rötheten sich bey diesen Worten. — „Heiland,“ seufzte er leise, „so betrogen, so belogen! — Und wer hat denn diesen Grabstein dann

gesetzt?" hob er heftig an. — „Mein, wer denn anders, als der arme Konrad, der Schreiner. Der alte Märtl hat ihm viel Gutes gethan, und das vergißt der Konrad nicht. Es war ein wilder Bursche, aber doch so gut, so seelengut. Wahr ist es, er hat manchen dummen und wilden Streich gemacht, aber bey weitem war es damit so arg nicht; aber der heimtückische Franz war des Konrads Unglück, der hat ihn verschwätzt und bey seinem Vetter als den schlechtesten Menschen verläumdet, so daß ihn der alte Märtl gar nimmer leiden mochte, ihn aus dem Hause that und zuletzt gar enterbte. — Aber Konrad nahm sich dieß zu Herzen; er ließ sein wildes Wesen; aber dann war es zu spät; er ist recht fleißig und haushälterisch. Es mag ihm wohl recht sauer geworden seyn, bis er so viel Geld zusammen bringen konnte, um den Steinmetz zu bezahlen."

Der Fremde wischte sich die Augen, drückte gerührt des Meßners Hand und ging in das Wirthhaus, wo er sich ein eigenes Kämmerlein, Papier und Dinte geben ließ.

2.

Am Abende desselben Tages ging der Fremde auf das Haus des Gutsbesitzers Franz Binger zu. Es lag in einem schönen Thale, von Gärten und reizenden Anlagen umgeben. — Lange, mit ernsten Blicken, voll Freude und Wehmuth betrachtete der Fremde das herrliche Haus, er trat in den Hof, da war Alles beschäftigt; die Knechte droschen, die Mägde warteten in den Ställen das Vieh, das eben heimgetrieben worden war; andere trugen Wasser in die Küche. — Aber bey

keinem Arbeiter konnte man ein fröhliches Gesicht sehen, die meisten zeigten Verdrossenheit und heimliche Furcht bey ihrem Geschäfte. Von Zeit zu Zeit hörte man eine widerliche, kreischende Stimme zanken und schelten und bald den Knechten, bald den Mägden Vorwürfe über Lauheit und Nachlässigkeit machen. Es war Herr Franz Binger. Mit nichts war er zufrieden, überall schalt er; bald tadelte er die Knechte, daß sie die Pferde überritten, bald warf er den Mägden vor, sie hätten dem Vieh zu viel Futter und zu wenig Wasser gegeben, und äßen ihr Brod nur mit Sünde. — Die Knechte und Mägde aber vergalten ihm die Scheltworte und bittern Verweise mit heimlichen Flüchen und grimmigen Blicken, wenn er sich entfernte; denn überall machte er sich zu thun und lief bald dort, bald dahin, um die Leute zu quälen.

Der Fremde hatte kopfschüttelnd und verdrießlich diesem Treiben eine Zeitlang zugeschaut. Er trat jetzt zu Herrn Franz, als dieser eben in sein Haus zurückgehen wollte. — „Was wollt ihr da,“ fuhr er den Fremden von weitem schon an: „seyd ihr ein Bettler, so geht zum Ortsvorstand, dorthin gebe ich mein reiches Almosen; man wird doch immerfort überlaufen und hat keine Ruhe von dem Gesindel.“ — Der Gescholtene schien anfangs Lust zu einer derben Antwort zu haben; doch zwang er seinen Unwillen hinab. „Fürchtet euch nicht,“ erwiederte er gelassen; „ich will von euch nicht das Mindeste; im Gegentheile, ich bringe euch etwas, welches euch gewiß die größte Freude machen wird.“ Herr Franz schaute den Fremden eine Zeitlang mit großen Augen an; als dächte er in seinem Herzen: „Du siehst mir auch nicht darnach aus, mir was Gutes zu bringen,“

murmelte einige Worte zur Entschuldigung daher, und führte den Unbekannten, der ihm jetzt sehr verdächtig vorkam, in sein Zimmer. Er hatte die Blicke wohl bemerkt, womit dieser das Haus durchmusterte und ahnete nichts Gutes. Mit verhehltem Argwohn bat er also den Unbekannten, sich kurz zu fassen und ohne Umschweif zu sagen, worin denn die Freudenbotschaft bestünde; denn ein Landwirth habe immer vollauf zu thun. —

„Ihr erlaubt schon, daß ich mich setze," sprach jetzt der Fremde und nahm auf einem alten Stuhl Platz; „ich bin weit hergereiset, um euch zu sehen und es freut mich ausnehmend, euch in so guten Umständen zu sehen!" — „Schönen Dank," erwiederte Franz kalt; „doch kurz, zur Sache, was führt euch her?" — „Ihr habt euern Vetter, den Johann Märtl gewiß recht lieb, von ganzem Herzen lieb gehabt?" — „O fragt nicht," erwiederte Herr Franz, und nahm ein weinerliches Gesicht und eine klägliche Stimme an, „ich habe ihn geliebt über Alles, ich habe ihm Alles gethan; auf den Knien habe ich ihn gebeten, die weite Reise zum heiligen Grabe zu unterlassen und bei mir zu bleiben, der ich für ihn gestorben wäre. Welche Schmerzen und Aengsten habe ich ausgestanden, während er auf der Reise war! Ich bin bis nach Venedig gereiset, ihn zu suchen. O mein lieber Gott! Daß mir doch vergönnt gewesen wäre, ihm die Augen zudrücken zu dürfen. Der Wille des Herrn sey gepriesen! Ich wollte gerne mein ganzes Hab und Gut darum geben, wenn ich ihn wieder lebendig machen könnte!" und so fuhr denn der Heuchler fort, in erkünstelter Begeisterung den Verstorbenen zu loben und in erzwungenen Klagen und Seufzern sein großes Leid

auszudrücken. — Der Fremde wollte ihn mehrmals unterbrechen, allein es dauerte lange, ehe Herr Franz ihn zum Worte kommen ließ. „Ja," sagte der Fremde ganz verwundert, „aus euch und eurem Gerede komme ich gar nicht daraus. Ihr sagt immer, daß der Johann Märtl todt sey; ich aber sage euch, er lebt, und diese Bothschaft wollte ich euch bringen." Herr Franz fuhr erschrocken zurück. „Was sagt ihr da, mein Vetter lebt? Nicht möglich, ich habe den legalen Todtenschein." —

„Was sprecht ihr da von einem Todtenschein? Ihr seyd da betrogen worden; man hat Beyspiele, daß solche Scheine gar oft erdichtet wurden." Hiebei warf der Fremde einen scharfen Blick auf Herrn Franz, der dabei einige Bestürzung nicht verbergen konnte. —

„Woher wißt ihr denn," fing dieser sich sammelnd an, „daß mein Vetter lebt? Ich sage euch, er ist todt, und die Todten stehen nimmer auf!" —

„Und ich, ich sage euch, er lebt! Mein Auge hat ihn selber gesehen; er hat mir sein ganzes Unglück erzählt; er lebt zu Tunis in Afrika als ein Sclave bei den Ungläubigen in einer höchst traurigen Lage; eilt ihn loszukaufen, ehe er zu Grunde geht, er ist alt und schwach; darum bin ich zu euch gekommen." —

„Wie! er lebt und als ein Sclave! Ich soll ihn loskaufen!" rief tief erschüttert Herr Franz mit kläglicher Stimme, und die Angst seines Herzens trat immer mehr und mehr hervor. „Ihr könnt nicht verlangen, daß ich der Aussage eines landfremden Menschen mehr Glauben schenken soll, als dem Zeugnisse des Gerichtes. Wo habt ihr denn euere Beweise, daß er lebt?"

„Damit kann ich aufwarten," versetzte der Unbekannte, „seht, kennt ihr diese Uhr? Es ist Märtels

Uhr; ich habe sie von demselben Seeräuber gekauft, der sein Schiff genommen und Alle darauf geplündert hat.“ — Franz betrachtete sie lange und aufmerksam. —

„Es ist seine Uhr nicht,“ erwiederte er endlich; „ihr seyd betrogen worden oder wollt gar mich betrügen.“

Der Fremde blieb gelassen; doch warf er dem Armseligen einen strafenden Blick hin. „Nicht seine Uhr? seht doch!“ Er öffnete das Gehäuse und das Bild einer Frau schaute ihm entgegen. „Kennt ihr dieß Bild,“ fragte er jetzt mit tiefer Bewegung, „es ist Elisabeth, das Weib eures Wohlthäters, euere zweite Mutter!“ —

„Die Uhr ist mir kein Beweis!“ sagte Franz trotzig, „wer weiß, wie ihr sie bekommen habt.“

„So leset diesen Brief! kennt ihr die Schrift eueres Vetters?“ Franz nahm hastig den Brief, er las und sein Schrecken schien immer größer zu werden. „Zwanzigtausend Gulden!“ seufzte er öfters. — Endlich warf er den Brief auf den Tisch. „Man kann auch,“ sprach er mit Heftigkeit, „Schriften nachmachen und Papiere verfälschen.“ — „O ja,“ erwiederte gelassen der Fremde, „das ist sehr oft geschehen; doch wenn es einer von uns beiden gethan hat, bin ich es sicher nicht;“ und er warf dabei einen stechenden Blick auf Franz. Dieser konnte ihn nicht aushalten. In der größten Verlegenheit, bald sich die Hände reibend, bald einen scheuen Blick auf den Fremden werfend, ging er im Zimmer auf und ab. —

„Ich sehe schon,“ sprach der Fremde mit einigem Unwillen, „daß ich zu meinem letzten Beweise greifen muß. Hört einmal!“ Er trat zu ihm und sprach leise. Es waren Familiengeheimnisse und Dinge, welche nur zwischen Märtl und Franz bekannt seyn konnten, und Herr Franz hörte sie zu seinem größten Erstaunen aus

dem Munde eines Fremden. Der Fremde fragte fest: „Nun glaubt ihr mir, daß Märtl lebt? Franz aber wurde leichenblaß, ließ das Haupt hängen. Er fühlte sich so angegriffen, daß er sich setzen mußte. — Nach einigen Augenblicken erhob er sich wieder, öffnete ein kleines Gemach und bat den Unbekannten ihm zu folgen.—

„Sagt mir,“ begann jetzt Franz verstört, „weiß Jemand von dem, was ihr mir gesagt habt?“

„Niemand,“ betheuerte der Fremde, „ich wollte euch zuerst die Freude gönnen, diese Nachricht vor allen andern zu wissen; indessen,“ setzte er bitter hinzu, „ist die Freude bei weitem nicht so groß ausgefallen, als ich geglaubt habe.“ —

Franz seufzte tief auf: „Wißt ihr das enorme Lösegeld! Zwanzigtausend Gulden! O mein Gott! wo soll ich sie hernehmen! Kaum den zehnten Theil davon habe ich!“—„Ey, des Märtels Vermögen beträgt doppelt so viel,“ versetzte der Fremde. —

„O da seyd ihr in großem Irrthum! Es ist gar viel zu Grund gegangen während seiner Abwesenheit! O mein guter, liebster Vetter, daß ich dir doch helfen könnte! Ich Aermster! — Die Kosten der Reise, ach, wenn ich Alles verkaufe! Nicht den hundertsten Theil davon macht es aus. Und ihr sagt: er ist alt, ist schwach, oft krank?“ — „Ja, ihr dürft eilen, sonst trefft ihr ihn nimmer lebendig an.“ — „Mein Gott! mein bester Vetter! Wie lange wart ihr denn auf der Reise?“ — „Ein Vierteljahr; denn ich hatte Geschäfte.“ — „Wie lange braucht er zum Herauskommen?“—„Bei schlechtem Wetter und bei seiner Schwachheit, gewiß eben so lang!“ „Mein Gott! also hin und her ein halbes Jahr! Mein liebster Vetter schon so alt, so schwach! die schlechte

Kost, die harte Arbeit, die vielen Schläge, ach! dieß muß ja seiner Gesundheit geschadet haben." — „Ja, so ist es; er leidet sehr und ist recht hinfällig." — „Und ein halbes Jahr! Wie leicht kann während dieser langen Zeit das Leiden seine Gesundheit zerstört, ja, es kann ihn dem Tode nahe gebracht haben!" — „Vielleicht," sprach der Fremde aufmerksam und ahnend. „Und nun, gesetzt auch, wir überwänden alle Beschwernisse der Reise und die Gefahr, selber Sclaven zu werden, was sehr wahrscheinlich ist — wenn wir dahin kommen, so finden wir ihn todt, ach, todt, o mein liebster Vetter todt." — „Möglich," erwiederte kalt der Fremde. — Franz trat jetzt ganz nahe zu ihm. „Hört ihr, ich bin überzeugt, wir finden ihn ganz gewiß todt, wenn wir kommen; unsere Reise, unsere Gefahren und Mühseligkeiten sind ganz umsonst; und das viele, entsetzlich viele Geld hinausgeworfen. — Indessen wäre es doch nicht gut, wenn die Leute von der ganzen Geschichte etwas hörten; ich will euch hundert Thaler geben, unter der Bedingniß, daß ihr reinen Mund haltet und keinem Menschen etwas sagt, daß Märtl lebt. Es ist ja mehr als gewiß, daß er jetzt schon das Zeitliche gesegnet hat."

Der Fremde schaute ihn bei diesen Worten mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen an; aber er faßte sich sogleich. „Ist dieß euer Ernst?" fragte er den Heuchler mit seinem gewöhnlichen Tone. — „Vollkommen!" „Gut; so gebt mir tausend Thaler!" — Verlegen rieb sich der Geizhals die Hände; er versuchte zu handeln. Aber der Fremde blieb hartnäckig auf seiner Forderung. So mußte denn Franz nachgeben, und stellte ihm einen Schein auf tausend Thaler aus. So wollte er, der Fremde. — Als er Abschied nahm, schaute

er mit Blicken voll Schmerz und Zürnen auf den Elenden, der lieber seinen Verwandten und Wohlthäter in Jammer und Noth verschmachten, als sich von seinen Geldsäcken trennen wollte.

3.

Der Fremde ging jetzt auf die Landstraße zu und suchte das Haus des Schreiners. Er fand es bald. Ein kleines, neugebautes Haus mit grünen Läden und einem freundlichen Gärtlein, war des Meisters Konrad Wohnung. „Ei, so seyd mir tausendmal gegrüßt," rief der Meister an der Hausthüre schon dem Nahenden entgegen; „es freut mich, daß ihr Wort haltet." Er schüttelte ihm treuherzig die Hand und führte ihn in das Häuslein. „Seht," sprach er und öffnete ein reinliches Zimmer, mit ärmlichem Geräthe, „seht da, das Bier steht schon in Bereitschaft; und auf Brod und Butter hat mein Weib auch schon gedacht." Ein paar hübsche, frische Büblein krochen jetzt unter der Hobelbank, wo sie gespielt hatten, hervor und schauten neugierig auf den fremden Mann. Dieser nahm sie freundlich auf seine Arme und herzte sie in sichtbarer Rührung. „Ihr müßt ein glücklicher Vater seyn," sprach der Fremde bewegt. „Gott sey es gedankt," erwiederte Konrad; „ich habe alle Ursache, zufrieden zu seyn. Er gab mir ein braves Weib, die mit mir Wildfang Geduld hatte und mir gar viele Untugenden abgewöhnt hat. Auch an Arbeit und Verdienst fehlt es mir nicht, daß es alle Jahre so ziemlich gerade ausgeht." Er nöthigte jetzt den Fremden freundlich, zuzulangen. Dieser setzte sich an den blankgescheuerten Tisch und nahm den kleinen Johann, des

Vaters Bild, auf seine Seite, während Joseph, der jüngere, auf des Vaters Schooß sein Plätzlein suchte. Jetzt trat auch Walburg, Konrads Gattin herein und brachte Aepfel und Rettige aus dem Garten. Mit freundlichem Gruße bewillkommte sie den Fremden, der ihr heute in der Kirche schon aufgefallen war. Sie mußte sich zu ihnen setzen und Antheil nehmen an dem ländlichen Mahle und an dem Gespräche, das der Fremde mit Heiterkeit und Gewandtheit zu leiten wußte. Es betraf meistens den verstorbenen Märtl, dessen Namen Konrad nie ohne Rührung und ohne ein Wort des Dankes aussprach.

„Und wißt ihr denn ganz gewiß," sagte der Fremde, „ob er todt ist?" „Ja," meinte Konrad, „es ist wohl nicht daran zu zweifeln. Dem Franz allein hatte man freilich nicht geglaubt; er brachte einen Todtenschein mit und das Gericht erkannte ihn als ächt und wahr." „Sonderbar," sprach der Fremde; „Todtenscheine kann man leicht machen und leicht bekommen; es könnte doch noch seyn, daß er lebte." — „Meint ihr? aber ist es möglich?" fragte zweifelnd Konrad, den Kopf schüttelnd.

„Ich meine es nicht bloß, sondern ich weiß es gewiß," rief mit Ernst und Nachdruck der Fremde; „gewiß er lebt; ich sah ihn selber."—Konrad sprang mit leuchtenden Augen auf. „Mein Vetter, mein Wohlthäter lebt! ist es wahr? o täuscht mich nicht." Walburg schaute in höchster Spannung auf den Fremden.

„Gewiß, er lebt," betheuerte dieser; „glaubt es mir, ich sah ihn selber; er lebt, aber als Sclave zu Tunis; seht, leset diesen Brief; er selber hat ihn an euch geschrieben."—Konrad nahm erblassend, voll Jammer den Brief: „Ein Sclave! ein Sclave! o mein Wohl-

thäter!" seufzte er tief auf und las. Thränen floßen aus seinen Augen. „Ihr sollt ihn loskaufen; um fünfhundert Gulden erlangt ihr seine Freiheit." Diese Worte schienen dem armen Konrad das Leben wieder zu geben.

„Ach, nur fünfhundert Gulden? Nicht mehr, und er ist gerettet? Ich habe sie nicht, sonst ließe ich keinem Andern die Freude, ihn zu lösen; aber Vetter Franz, der hat sein ganzes großes Vermögen; er wird und muß das Bagatell von fünfhundert Gulden hergeben, sogleich hergeben!" „Ihr seyd in großem Irrthum," fuhr der Fremde mit Ernst fort, „wenn ihr glaubt, Franz Binger könne fünfhundert Gulden aufbringen. Morgen um diese Zeit ist er nimmer in seinem Hause, sondern ein Bettler, ja ärmer als der ärmste Bettler!" Erstaunt voll Verwunderung schauten Konrad und Walburg auf ihn. „Unmöglich," meinten sie, „Franz der reichste Mann der ganzen Gegend; so genau in Allem! und morgen ein Bettler? Wie ginge wohl dieß zu?" — Nochmals, „ich sage euch," betheuerte der Fremde mit starker Stimme, „wenn ihr mir nicht glauben wollt, so leset dieß." Er reichte ihnen den Schuldschein von tausend Thaler, den ihm Franz kurz vorher ausgestellt hatte. — „Es ist seine Schrift!" bekannte Konrad und seufzte tief auf. „O so kommt denn ein Unglück nie allein. Jetzt ist Franz ein Bettler, und mein liebster Vetter, mein bester Gutthäter ein Sclave dazu! Fünfhundert Gulden! kann ich sie denn gar nicht aufbringen!" Walburg weinte still, und machte sich mit den Kindern zu schaffen, damit der Fremde ihre Thränen nicht bemerke. Dieser schaute bewegt zum Fenster hinaus. — Konrad ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Er setzte sich jetzt schweigend an den Tisch, stützte den Kopf mit beiden

Händen und versank in tiefes Sinnen. — Nach kurzer Zeit stand er auf und unterredete sich mit seinem Weibe Walburg lebhaft, doch leise. — Er wandte sich muthig zu dem Fremden. „Ich werde mein Feld und mein Gärtlein verkaufen, und auf dieß Häuslein so viel Geld aufnehmen, als ich nur bekommen kann. Vielleicht wird es doch auf fünfhundert Gulden hinlaufen. Walburg mein gutes Weib ist ganz damit einverstanden. Walburg nickte schweigend; doch zeigten einige Thränen, die über ihre Wangen herabperlten, daß ihr dieß Opfer nicht leicht wurde. — „Wir werden dann unsern Vetter zu uns nehmen. Gott wird uns schon so viel geben, daß er und unsere Kinder nicht Noth und Hunger leiden dürfen!" —

„Ey Meister Konrad," sagte der Fremde, „bedenkt euch wohl; euer ganzes Vermögen wollt ihr aufopfern? Wer weiß erst, ob ihr Dank davon haben werdet. Märtl ist alt, schwach, mürrisch und sehr kränklich." „O mein Gott!" rief Konrad, „ihr wißt nicht, was ich ihm Alles verdanke!" — „So?" meinte der Fremde, „davon weiß ich freilich nichts; aber ich höre überall, daß er euch enterbt hat." „O schweigt," bat Konrad, „und reißt die alte Wunde nicht auf; ja, er that es und mich schmerzte es recht von der Seele! — Aber zum Theil bin ich selber daran Schuld; denn ich machte in meiner Jugend arge Streiche und ihm gar vielen Verdruß. — Der Franz, der hat mir bei ihm am meisten geschadet; der Vetter hätte mich gewiß wieder lieb gewonnen und mir Alles verziehen, wenn der mit seinem Hetzen und Verläumden nicht gewesen wäre."

Der Fremde schaute ihn mit Blicken voll Freude und Rührung an. „Ja," sprach er, „ihr habt ein gutes

Gemüth, ihr liebt euern Vetter; seyd versichert, er wird euch dankbar seyn. Sorgt euch nicht um das Lösegeld; fehlt etwas, so zahle ich darauf.“

Lange noch saßen sie bei einander. Konrad und sein Weib redeten immer nur davon, wie sie das Geld zusammen bringen und es dem Vetter senden könnten. Erst spät trennte sich der Fremde von ihnen und bat sie, das, was er vom Leben des Vetters Johann gesagt, nur einen Tag bei sich zu behalten. Den Grund davon wolle er ihnen morgen sagen. —

4.

Tags darauf wurde Konrad auf das Gericht gerufen. Er staunte nicht wenig, seinen Vetter, den Herrn Franz zu treffen, dem bei dem Anblicke Konrads wunderliche Gedanken kamen; man sah es ihm deutlich an, daß ihm nicht wohl zu Muthe war. Er wollte sich eben bei Konrad um die Ursache seines Daseyns erkundigen, als die Thüre sich öffnete und der Landrichter mit dem Fremden, der die Beiden gestern besucht hatte, hereintrat. Herr Franz veränderte die Farbe; er stand, wie auf Kohlen. Der Fremde grüßte freundlich den Schreiner; den Herrn Franz schien er gar nicht zu bemerken. Der Landrichter trat zu einem Tische und langte einige Papiere hervor. Franz kannte sie wohl; es war der Todtenschein des angeblich verstorbenen Märtels. Ihm wurde bänger von Augenblick zu Augenblick; er ahnete Schlimmes und suchte alle seine Dreistigkeit und Schlauheit zusammen zu nehmen, um sich mit guter Manier aus dem bösen Handel zu ziehen. Aber es kam ganz anders, weit schlimmer, als er gedacht hatte. —

„Tretet vor, Franz Binger," rief der Landrichter, „ihr behauptet, euer Vetter, Johann Märtl sey zu Venedig im Kloster der Kapuziner gestorben, und bringt zum Beweise dieser Behauptung einen Todtenschein vor, der, dem äußern Ansehen nach, ächt zu seyn scheint. Auf den Grund dieses Todtenscheines hat euch das Gericht das Vermögen des Johann Märtl herausgegeben, seinem Testamente zufolge, in welchem er euch zum Universalerben eingesetzt hat. — Dem aber ist nicht so. — Johann Märtl lebt; hier steht er," und er wies auf den Fremden.

Konrad und Franz standen wie vom Donner gerührt; letzterer erblaßte und mußte sich, um nicht umzusinken, an einem Stuhle anklammern. Der Fremde aber nahm eine Perrücke vom Haupte. „Kennst du mich denn nicht mein lieber Konrad?" rief er in tiefer Rührung mit seiner natürlichen, heute nicht mehr, wie Tags zuvor gedämpften Stimme. „Heilige Jungfrau," schrie Konrad; „ja, ihr seyd es, liebster Herr Vetter!" Er lief auf ihn zu und küßte seine Hände und benetzte sie mit Thränen. „Aber warum habt ihr mir dieß gethan? liebster Vetter!" klagte er; „wie viel Sorgen und Kümmerniß habt ihr mir gemacht." — Märtl drückte den guten Konrad mit höchster Rührung an das Herz. „Ich mußte euch prüfen; wohl dir, mein Konrad, du hast die Prüfung bestanden. Du hattest für mich, den du todt glaubtest, gebetet, du ließest für mich eine heilige Messe lesen, und der Himmel wollte, daß ich selber Zeuge dabei seyn und deine Liebe zu mir erkennen sollte; du ließest mir mit großer Aufopferung einen Grabstein setzen; dir war dein ganzes Vermögen feil, mich zu erlösen aus dem Elend und der Noth. Das sey dir gedankt für alle Zeit. Mein Sohn

sollst du werden, bei mir bleiben und erben mein ganzes Hab und Gut.“

Jetzt wandte er sich zu Franz, der zitternd und leichenblaß dastand, wie ein Sünder unter dem Galgen. „Franz,“ rief er mit starker Stimme, voll Schmerz und Zürnen, „Franz, du hast ein schlechtes Herz. Ich habe dich voll Liebe aufgenommen, als du arm, hilflos und verlassen zu mir kamst; ich habe dich erzogen und dir alles Gute gethan; doch du hast mich betrogen und belogen dein Lebenlang; den armen Konrad hast du verläumdet; ich zog fort und setzte dich auf den Fall meines Todes zum Erben ein. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß du den Todtenschein gemacht hast, um mein Vermögen zu erlangen. Ich kam und wollte dich prüfen und du hättest mich, deinen Wohlthäter, deinen Verwandten, in Noth und Elend verschmachten lassen um des elenden Geldes willen. Geh', schäme dich und komme mir nimmer unter die Augen, du niederträchtiger, herzloser Mensch!“

Franz wollte sich davon schleichen, aber die Gerichtsdiener packten ihn; der Todtenschein wurde nochmals untersucht; man fand, daß ihn Franz mit Hülfe einiger Schelme selber gemacht hatte. Dafür war das Zuchthaus sein Lohn. —

Märtl, der wieder erstandene Todte verlebte mit Konrad und Walburg und ihren Kindern in Ruhe und Zufriedenheit seine letzten Tage. Sie machten eine glückliche Familie aus und der Segen Gottes war mit ihnen. — Was Märtl von seiner Sclaverei in Tunis erzählt hatte, war nicht erfunden, sondern wahr. Auf der Heimreise von Jerusalem, wo er voll Andacht und Sehnsucht den Herrn und Heiland an der Stätte seines Leidens

und Sterbens angebetet hatte, war er von einem tunesischen Seeräuber gefangen und nach Tunis als Sclave verkauft worden. Aus seinen Leiden erlösete ihn die Barmherzigkeit spanischer Mönche. — Ganz nahe schon an der Heimath hörte er von seinem Vetter Dinge, die ihm unglaublich schienen und ihn zu seiner Prüfung veranlaßten, die er nur zu seiner Schande und Strafe bestand. —

III.

Anselm der Bettler.

1.

Vor dem Hauptthore einer Residenzstadt des südlichen Deutschlands hatte ein Bettler, von dem Volke gewöhnlich der alte Anselm genannt, seinen Sitz aufgeschlagen. Unter einer Linde, Jahr ein, Jahr aus saß der alte Mann in der größten Kälte des Winters, wie in der glühendsten Hitze des Sommers mit bloßem Haupte und bettelte. Den gewöhnlichen Bettlern konnte man ihn nicht beizählen. Seine Weise zu betteln war von der gemeinen Art gar sehr verschieden. Nicht mit zudringlichen, ungestümen Worten bat er um ein Almosen, sondern still und schweigsam saß er da und hielt ein abgetragenes Hütlein in der Hand, und wartete geduldig bis ihm die Vorübergehenden eine Gabe hineinwarfen. Seine Noth mußte schon recht groß seyn, wenn er die Leute mit einem bittenden Blicke anflehte; aber gar oft sah man ihn sein Almosen unter die andern Armen vertheilen; dann behielt er nur eine Kleinigkeit für sich,

etwa nur so viel, als zum Ankaufe eines Groschenbrodes hinreichen möchte. Für jede Gabe dankte er mit einer stillen, freundlichen Neigung des Hauptes. Während die andern Bettler für die reichen, mit Freundlichkeit und barmherziger Liebe gespendeten Gaben am dankbarsten und freudigsten sich bezeigten, war es bei dem alten Manne gerade das Gegentheil. Ihn schien es zu freuen, wenn ihm das Almosen nur gering und mit Verachtung gegeben wurde. —

Der Masse des Volkes und den gewöhnlichen Menschen war der alte Anselm längst gleichgültig geworden; saß er ja doch länger als zehn Jahre unter der Linde. Aber dem Auge des sinnigen Beobachters entging das Tiefe und Ausdrucksvolle seines Antlitzes nicht. Der alte Anselm mochte höchstens fünfzig Jahre zählen, und dennoch war sein Haar weiß wie der Schnee und hieng in langen Locken über die Schultern. Seine hohe Stirne war mit einer großen Narbe gezeichnet, die er aber sorgsam mit den Haaren zu verbergen suchte, und nur zu Zeiten bei dem Wehen des Windes sichtbar wurde. Seine dunkeln Augen schimmerten sanft, oft thränenfeucht, zu Zeiten schwermüthig, ja sogar düster. Um die feingespaltenen Lippen zog sich ein unnennbarer Zug von schmerzlichem Leid; in der ganzen Bildung und dem Ausdrucke seines Antlitzes spiegelte sich ein tiefer Schmerz, eine innige, aber darin doch nicht hoffnungsvolle Reue. Hätte auch nicht die stille Schwermuth seines Gesichtes zur Theilnahme angezogen, so mußte diese bei dem Anblicke seines linken Armes, welcher der Hand beraubt war, erregt werden. Dieß und die Narbe an der Stirne ließen vermuthen, er sey einst Soldat gewesen. Das gestand er selber zu; aber von seinem frühern Leben

wußte niemand ein Wort. Es war blos bekannt, daß er vor ungefähr zehn Jahren hieher gekommen sey, und sich von dieser Zeit unter der Linde von Almosen nähre. Seine Wohnung war eine alte halbverfaulte Hütte, welche vielleicht die Thiere selber als Obdach verschmäht hätten, und lag nur eine kleine halbe Stunde von dem Thore entfernt, unter Büschen und Strauchwerk verborgen. Man sah, daß er des Nachts Licht brenne; aber keinem noch hatte er seine Thüre geöffnet. Er mied allen Umgang und alle Gesellschaft; ja er scheute sie sogar. Nur höchst selten, und dann nothgedrungen, ließ er sich in ein Gespräch ein. Seine Antworten waren ernst und sanft und zeigten von einer über seinen Stand gehenden Bildung, die er aber sorgsam zu verbergen suchte. Neugierigen Fragen wich er aus; den Unbescheidenen und Zudringlichen setzte er ein festes, undurchdringliches Stillschweigen entgegen, oder er bat sie demüthig, ihn nicht mit Fragen zu belästigen, die er nicht beantworten könne. Gewöhnlich betete er, während er des Tages unter der Linde saß, den Rosenkranz, oder er las in einem Gebetbuche. Die Unruhe und der Lärm auf der Straße störte ihn nicht in seiner Andacht; man sah es ihm an, daß sie aufrichtig war und ihm von Herzen ging. —

Was aber in seinem Charakter am merkwürdigsten sich zeigte, war die glühende Andacht und die tiefste Ehrfurcht seines Herzens vor dem allerheiligsten Sakramente des Altares. Die Stadt, mit ihr der Landesfürst und sein Hof war bei weitem der Mehrheit nach der lutherischen Lehre zugethan; nur ein sehr kleiner Theil der Bürger mit einigen umliegenden Dörfern bekannte den katholischen Glauben. Es war jene traurige Zeit, wo eine Schaar unseliger Geister der Menschheit das kostbarste Gut, den

Glauben an Christum, als den Sohn Gottes, unsern Herrn und Heiland rauben, und an seine Stelle die vollendete Gottlosigkeit setzen wollte. Bekannt ist es, mit welchem Erfolge sie ihre schauerlichen Grundsätze verbreiteten. Auch in diese Hauptstadt, wo Anselm bettelte, war das Gift dieser Lehre gedrungen, und hatte nicht nur die Herzen vieler Protestanten, sondern auch nicht weniger Katholiken zum Hohne und zur Verachtung alles Christlichen und Geoffenbarten verführt. Insbesondere war das heiligste Sakrament des Altares das Ziel ihres elenden Spottes und gräulichen Hohnes. Während auch die Mehrheit der Katholiken in der Hauptstadt unter dem lauten Beifalle dieser Ton angebenden sogenannten Aufgeklärten sich offen zu diesen Grundsätzen bekannte, hielt sich die kleine Schaar der Gläubigen, von einem würdigen Hirten geleitet, nur desto inniger an Christus und seine Kirche. Zu diesen Auserwählten gehörte der alte Anselm.

Gewöhnlich war er der erste in der heiligen Messe; still, demüthig kniete er dann in einer Ecke des Kirchleins, als wollte er von den Andern nicht gesehen werden; mit glühender Andacht, die Augen niedergeschlagen, die Hand an das volle Herz gedrückt, lag er da und betete, bis der Priester den heiligen Leib und das heilige Blut des Herrn dem Volke zur Anbetung zeigte, da hoben sich seine Augen; starr, glanzlos und unverwandt hingen sie an dem Heiligsten, seine Lippen bebten; die Züge seines Gesichtes erbleichten voll unsäglichen Schmerzens, und ein tiefer Seufzer entwand sich der gequälten Brust, wann der Priester den Kelch auf den Altar niedergesetzt hatte. — Stundenlang kniete er im brünstigen Gebete, wann das heilige Sacrament ausgesetzt war, und gar

oft mußte ihn der Meßner erinnern, daß die Kirche gesperrt würde. Trug der Priester das Allerheiligste zu einem Kranken, so war es gewiß der Alte, welcher mit bloßem Haupt und nackten Füßen ihm nachfolgte, und an der Schwelle des Hauses knieend betete, bis der Priester zurückkam. So erbaute Anselm durch eine wahrhaft glühende Andacht die Frommen seiner Glaubensgenossen, stärkte die Schwachen und eiferte die Lauen an; allein es fiel Allen auf, daß er, der doch der Liebe und der Andacht so voll war, selber nie zum Tische des Herrn hinzutrat. — Man sah es ihm deutlich an, wie er nach dieser himmlischen Speise hungerte und dürstete; der tiefste Schmerz lag auf seinem Gesichte, wenn er die andern Gläubigen beseligt vom Tische des Herrn zurückkommen sah; dann zog er sich oft nach dem heimlichsten Winkel der Kirche zurück und weinte dort, daß eine Thräne die andere schlug. Man glaubte, er sey gebannt und dürfe deßhalb keinen Theil an dem Mahl des Herrn nehmen. Diesem widersprach der Alte lebhaft; doch gab er keine Aufklärung. Nur einer mochte sein Geheimniß wissen, der Pfarrherr, sein Beichtvater; still und traurig, doch liebevoll und tröstend betrachtete dieser oft den Armen. —

Solche Liebesgluth gegen das heilige Sacrament erwarben ihm die Achtung der Gläubigen; aber die Mehrzahl höhnte und spottete seiner im frechen, glaubenslosen Uebermuthe, und hieß ihn einen halbverrückten Narren. — Deßhalb fielen auch die Gaben sehr spärlich aus, und ein anderer als Anselm hätte dabei verhungern müssen. Doch dieser, der die Genügsamkeit selber war, befand sich dabei wohl. In der Frühe ein Trunk Wasser, zu Mittag ein Stück Brod, des Abends gar nichts,

dieß war Anselms Lebensordnung. Seine Glaubensgenossen boten ihm gar oft ihre Unterstützung an; er schlug sie immer aus; selbst die warmen Speisen, deren Genuß ihm so zuträglich gewesen wäre, verschmähte er; öfters sagte er laut, er wolle und müsse betteln. —

2.

Eines Abends saß der alte Anselm wie gewöhnlich unter der Linde. Die Sonne war untergegangen und kühl und dämmerig zog der Abend hernieder. Um diese Zeit kehrte Anselm gewöhnlich nach Hause, oder er besuchte das Kirchlein am Gottesacker, um dort für die Verstorbenen zu beten. — So wollte er auch heute vor Anbruch der Nacht zum Gottesacker gehen. Auf dem Wege dahin begegnete er drei jungen Offizieren, die sich während des Waffenstillstandes (es war Krieg mit der französischen Republik) in der Hauptstadt eingefunden hatten. „Ach," rief einer von ihnen, — der Auszeichnung nach Hauptmann, — von weitem schon, „da kömmt der alte Anselm, ein wunderlicher Heiliger; Kameraden, den müßt ihr kennen lernen, es wird euch viel Spaß machen." „Ich kenne ihn schon," erwiederte einer von seinen Begleitern, ein Lieutenant von edler, doch trotziger Gesichtsbildung, „er ist mir immer von jeher zuwider gewesen; nichts ist eckelhafter auf der Welt, als ein alter Soldat, der zuletzt aus lauter Aberglauben zum Betbruder wird. Ein solcher Bursche ist doch zu gar nichts mehr nütze!" — Anselm war ihnen jetzt ganz nahe gekommen. „He! Herr Generalmajor der frommen Division und glorreicher Besieger der höllischen Legion," rief der Hauptmann, „wohin noch so spät?" „Dahin, wohin ihr und wir

alle kommen müssen,“ erwiederte ernst und gelassen der Bettler, „auf den Gottesacker.“ Die drei Offiziere zeigten sich bei dieser Antwort etwas verblüfft. „Ja,“ fuhr der Hauptmann fort, „alter Kamerad, da wollen wir dich nicht aufhalten, wenn du dort dein Winterquartier aufschlagen willst. Indessen rathe ich dir, statt des Rosenkranzes eine Flasche Wein, und für das zerrissene Gebetbuch die Karte zur Hand zu nehmen; das stünde einem alten Soldaten besser an, als wie ein altes Weib zu plappern, zu seufzen und zu jammern ob des Elends der lustigen Welt!“ „Laßt jedem seine Freude,“ sprach ernst und sanft Anselm und wollte vorübergehen. „Halt! Front gemacht und unsere Attaque ausgehalten!“ rief herrisch der Hauptmann, „ich kann gar nicht glauben, daß du je Soldat gewesen bist, du müßtest dich sonst anders aufführen.“ — „Ich meine es selber,“ spottete der dritte, ein schlank gewachsener Artillerieoffizier; „wer weiß, in welcher Schenke du deine Schramme geholt oder deine Hand eingebüßt hast!“ „O meine Herrn,“ rief der Alte in seltsamer Bewegung, „ihr mögt wohl recht tapfer in mancher Schlacht gekämpft haben; aber werdet älter und lernt den Krieg kennen, wie ich! In zwei Welttheilen habe ich gekämpft, zu Land und zu Meer; ich habe Batterieen erstiegen, während ihr noch in der Wiege laget; ich habe gegen Feinde gestritten, die keine Pardon gaben, sondern ihren Gefangenen die Glieder abschnitten, verbrannten und fraßen!“ „He Alter, du kannst prahlen, wie ein Gaskogner,“ rief lachend der Lieutenant. „Hu,“ spöttelte der Hauptmann, „Gottfried, Leopold, wie wird euch! mich friert, wenn ich ihm zuhöre.“ Bei diesen Worten stopfte er sich eine Pfeife. „He, Alter,“ fuhr er fort, „ich will dir eine

Rolle ächt amerikanischen Kanaster geben; der dampft anders, als Weihrauch, sein Geruch stärkt, und stinkt nicht, wie Weihrauch, der Brust und Nasen verdirbt! da! — Zum Rauchen gehört eine Pfeife! da Alter, schau her! betrachte mir einmal das herrliche Gesichtlein! Ist es nicht weit schöner, als deine bleichen, aufgedunsenen Christus= und Marienbilder!" fügte der Lieutenant bei und hielt dem Alten eine herrliche mit Silber beschlagene Pfeife unter die Augen. „O frevelt nicht," sprach dieser ernst, bebend fast, „o verblendete Jugend thu besser gut, sonst kostet es dich dein Blut!" „Aha," lachte der Hauptmann, „jetzt merkt auf; jetzt will er uns eine Predigt halten, wie der Kapuziner. He Alter, so fang' an — du sollst ein geneigtes Ohr bei uns finden!" „Es ist zu kalt zum Anhören," begann der dritte, „laßt den Narren zu seinen Todten laufen; denen mag er seinen Sermon halten. — Adieu, Alter" — rief der Hauptmann, „auf Wiedersehen, grüße mir deine Kameraden da draußen und bestelle für mich nach fünfzig Jahren Quartier." — „Ja," sprach der Alte in tiefster Erschütterung mit hohler, fast klangloser Stimme und trat dicht vor den frechen Spötter hin; „ich will es thun; die Todten freuen sich auf euch; in vier Wochen liegt ihr da draußen, nicht gefallen am Bett der Ehre, sondern unrühmlich von Freundeshand!" Der Mond ging jetzt auf und beschien die bleichen, fast geisterhaften Züge des Alten, der den Arm drohend erhoben, und mit einem seltsamen, schauerlichen Blick den Hauptmann betrachtete. Erblassend, von unwillkührlicher Angst ergriffen, trat dieser zurück. Seine Begleiter stutzten. — Da glänzte ein Lichtlein durch die Hecken und nahte sich ihnen. — Ein Schimmer unendlicher Freude und Sehn=

sucht verklärte jetzt das Antlitz des Bettlers. — „Die Hüte ab, ihr Herrn," befahl er gebieterisch; „es naht unser Herr und Heiland!" Die Offiziere standen stumm und verwundert schauten sie den Alten an. „Die Hüte ab," gebot Anselm zürnend fast voll Majestät mit einer Donnerstimme; „beugt euch, es naht der Sohn Gottes, der euch einst alle vor sein Gericht rufen wird!" Da rissen sie mechanisch, wie von einer höhern Gewalt gebeugt, die Federhüte ab. Anselm aber warf sich demüthig zur Erde und empfing den Segen des Priesters. „Hochgelobt und gebenedeiet ist das heilige Sacrament des Altars" — rief er sich erhebend, mit lautem Jubel. — „Sicut erat in principio et nunc et semper" — tönte es aus dem Munde des Priesters zur Antwort. Betend, lobpreisend folgte ihm der Alte und in weiter Ferne erst verhallte seine Stimme.

Die drei Offiziere standen eine Zeitlang stumm und regungslos. „Zum Teufel," schrie zürnend der Hauptmann, „der Alte hat uns zum Narren gehabt! Wie hat er uns übertölpelt! Mein Fourierschütze muß ihn morgen durchprügeln." — Der Artillerielieutenant suchte in einem lauten, erzwungenen Gelächter seine Bestürzung und Scham zu verbergen. Lieutenant Graf Gottfried schwieg düster; die Worte des Alten waren ihm schauerlich und unheimlich vorgekommen. —

3.

Vier Wochen nach diesem Vorfall saß der alte Anselm in seiner Hütte und las bei dem spärlichen Scheine einer Lampe in einem alten, vielgebrauchten Buche. Draußen pochte es laut an seiner Thüre; er

aber mit heißer Inbrunst seiner Andacht hingegeben, hörte es nicht; erst wiederholtes, ungestümes Pochen und Rufen vermochte ihn aus seinem tiefen Sinnen zu erwecken. „Wer stört mich in meiner Freude,“ fragte er ernst und trat zu dem verschlossenen Fensterladen, durch welchen aber der Wind mit mächtigen Schlägen hereintobte. „Um Gotteswillen, öffnet und lasset mich ein,“ rief eine wohllautende, aber schwache Stimme, „sonst verblute ich mich und bin des Todes.“ Schweigend öffnete Anselm die Thüre und ein junger, bleicher Mann, in einen Mantel gehüllt, trat ein. Anselm betrachtete ihn eine Zeitlang ernst und schweigend. Der junge Mann aber zuckte bei seinem Anblick zusammen. „Großer Gott,“ begann er jetzt, tief erschüttert, „bist du es, alter Anselm! o du Unglücksprophet! nur zu gut sind deine Worte erfüllt worden.“ Der Alte schien bei diesen Worten aus einem tiefen Traum zu erwachen. „Ja,“ sprach er düster, „wir sahen uns an jenem Abende, wo ihr und“ — „O schweigt, schweigt!“ bat der junge Mann, mehr und mehr erbleichend; „ich bin der Unglücklichste, der elendeste aller Menschen! ich habe meinen Freund getödtet, — o Karl! ich — dein Mörder!“ — Der Schmerz überwältigte ihn; er drohte umzusinken. Anselm hielt ihn fest, führte ihn auf die Bank, und wusch seine Schläfe mit Wasser und Essig; er sah jetzt, wie Blut aus dem Mantel hervorquoll. „Ihr seyd verwundet!“ fragte er sanft. Der Jüngling bejahte es mit einer Neigung seines Hauptes. Anselm entkleidete ihn vorsichtig und schonend. Er untersuchte die Wunde; eine Kugel war in die Schulter gedrungen. „Soll ich euch einen Wundarzt holen?“ fragte Anselm, „euere Wunde ist nicht leicht!“ „Nein, nein,“ rief lebhaft der

Verwundete; „er würde mich verrathen! Großer Gott! wo find' ich Hülfe! Wem soll ich mich vertrauen!“ Mitleidig betrachtete ihn der Bettler. „Ich biete euch meine Hülfe an,“ sprach er sanft; „wenn ihr den Beistand eines Bettlers nicht verachtet, und wenn ihr Verschwiegenheit wollt, so soll sie euch werden; Unglückliche dürfen Alles verlangen!“ Diese sanften Worte in rührendem Tone gesprochen, mit Blicken voll Barmherzigkeit begleitet, drangen in das Herz des Verwundeten. — „Ja,“ sprach er, „euch will ich vertrauen. Mein Freund Karl — der Hauptmann, welcher dich an jenem Abende so verhöhnte, — hatte mich beleidigt. Es war eine Kleinigkeit, — er seufzte auf, — allein du kennst die Zartheit und die Strenge der militärischen Ehre; es kam so weit, daß wir uns schlagen mußten. Er verwundete mich in die Schulter, — ich, als Beleidigter, hatte auf Schonung gerechnet; erbittert zielte ich auf seine Brust — und mein Schuß streckte ihn zu Boden!“— „O“ — fuhr er fort — „dein Wort, Alter, ist fürchterlich in Erfüllung gegangen! Weh' uns Allen!“ Anselm schaute ihn bei diesen Worten voll tiefen schmerzlichen Sinnens an; der Vorfall jenes Abends schien wie ein Grabesschatten vor seiner Seele vorüberzuziehen. Er seufzte tief auf. „O meine Wunde,“ ächzte der junge Mann, „wie sie brennt!“ Der Alte trat zu dem Armen, und trocknete das Blut auf, das seiner Wunde hervorquoll. Er nahm jetzt aus einem Schränklein eine Zange und ein Messer hervor. „Habt Zutrauen zu mir,“ bat er, „laßt mich die Kugel herausziehen!“ Der junge Mann schaute ihn verwundert an und bot ihm die Schulter dar. „Seyd ihr in dieser Kunst erfahren?“ fragte er staunend. „Einem alten Soldaten ist dieß

nichts neues," erwiederte Anselm; „ich habe hundert und tausende verbunden und Gott sey's gedankt, auch geheilt." — Er zog die Kugel mit einer Geschicklichkeit heraus, die ihm nur gründliches Studium und lange Uebung konnte gegeben haben, und die bei dem Mangel seiner linken Hand um so bewunderungswürdiger war. Er führte dann den Verwundeten zu seinem ärmlichen, doch reinlichen Strohlager und setzte sich wachend an seine Seite. —

Der Kranke hatte eine schlimme Nacht; ein heftiges Wundfieber befiel ihn. Er phantasirte. Seine Worte zeugten von dem tiefen Schmerzen seiner Seele, aber auch von Angst und Furcht wegen der Folgen seiner grausen That. Der Hauptmann, den er im Zweikampf getödtet, war sein Jugendfreund, der älteste Sohn eines allvermögenden Ministers, und des Fürsten Liebling gewesen. Der Schmerz des Kranken brach bald in stilles Aechzen, bald in lautes Jammern aus; er phantasirte, eine Erscheinung hätte sie gewarnt; aber sie wäre verhöhnt worden. Der Schmerz des Unglücklichen schnitt wie ein Schwert in Anselms theilnehmendes Herz. „O junges Blut," seufzte er, „warum spielst du so mit dem Leben! Getödtet von Freundeshand, gestorben ohne Reue, ohne Absolution, ohne Sacrament. O Vater im Himmel erbarme dich!"

Des andern Tages fühlte sich Leopold — so nannte sich der junge Lieutenant — etwas erleichtert. Jetzt erzählte er, wie er sich nach dem unglückseligen Duell habe über die nahe Gränze flüchten wollen. Seine Wunde am Arme, die in der Eile nur nachlässig verbunden war, hinderte ihn sein Pferd gehörig zu leiten; es ging durch mit ihm, warf ihn ab, und nur mit

höchster Mühe hatte er sich bis zur Hütte Anselms schleppen können. So schwach und matt er sich auch fühlte, so wollte er doch nicht, wie sehr auch Anselm darauf drang, einen Arzt rufen lassen. „Er wird mich verrathen!“ rief er; — „Ludwig“ — so nannte sich der getödtete Hauptmann — „ist der Günstling des Fürsten und der älteste Sohn des mächtigsten Mannes am Hofe. Großer Gott, und in acht Tagen ist mein Urlaub zu Ende! Wie wird es mir ergehen!“ Anselm suchte ihn zu trösten; doch nur wenig vermochten seine Worte über den Gram des Unglücklichen; selbst jener Trost, der mit herrlicher Macht jedes Christenherz erleichtert — der Trost des Leidens und Sterbens unsers Herrn und Heilandes — ließ sein Herz kalt und starr. Er gab sich seinen wilden Schmerzen hin; das ganze Glück seiner Jugend und Zukunft schien ihm entschwunden. Bald wollte er sich bei dem Kriegsgerichte durch Anselm anzeigen lassen, bald wünschte er sich Flügel, um dem Zorne des Fürsten und der Strafe entrinnen zu können. Dann lag er oft stumm ganze Tage auf dem Strohbette; das Auge bald auf den Boden, bald an die Decke geheftet. —

Seine Jugend und Anselms liebende, sorgsame Pflege siegten über die Schmerzen der Krankheit; schnell erholte er sich. Oft hatte er den Alten ersucht, in der Stadt sich zu erkundigen, was man von ihm spreche, und wie sein Urtheil gefällt sey. „Zwar weiß ich es im Voraus,“ sprach er in düstern Schmerzen, „ich habe gefehlt, schwer gefehlt. — Der Fürst verabscheut die Duelle — und sein Liebling — die Kriegszeiten — ich sollte bei meinem Regimente seyn! — Sie werden mich zum Tod verurtheilt haben!“ Dann klagte er in wilden Schmerzen und ver-

wünschte den Tag seiner Geburt. Anselms Tröstungen halfen nichts. Es fehlte Leopold's stolzer Seele an Demuth und Vertrauen, und darum war es so schwer, ja fast unmöglich, Beruhigung in sein Herz zu bringen.—

Anselm mußte seinem Andringen nachgeben. Behutsam und vorsichtig erkundigte er sich über das Urtheil, das über den Schuldigen erlassen worden war. Seine Erkundigungen gaben ihm wenig Trost. Sie bestättigten nur zu sehr, was der Unglückliche gefürchtet hatte. Der Zorn des Fürsten, der seinen Liebling verloren, das Schmerzgefühl eines Vaters, der an der Spitze der Regierung stand und in Ludwig den hoffnungsvollsten seiner zwei Söhne eingebüßt hatte, mochte die Strafe geschärft haben. Leopold war als Duellant, und da er sich auf die erlassene Aufforderung nicht gestellt hatte, von dem Kriegsgerichte als Deserteur behandelt und zum Tode verurtheilt worden. So schonend als möglich theilte Anselm dem Armen diese traurige Nachricht mit. Leopold erblaßte bei dieser Schreckensbotschaft. Die Strafe war streng, aber gerecht. Dieß mußte er sich selber gestehen. Er sah jetzt das ganze Glück seines Lebens, seine Ehre, den Frieden seines Gewissens verloren. Da geberdete er sich wie ein Verzweifelter; er betheuerte, er könne nimmer leben und nur der Tod könne seiner Schmach und Qual ein Ende machen. — Doch die Zeit und der Muth seiner Jugend linderte seine Schmerzen, und richteten den Tiefgebeugten wieder auf. —

Nach vierzehn langen Tagen war Leopold im Stande, im Zimmer auf und abzugehen. — Anselm, der jetzt den Kranken so weit genesen sah, ging seiner alten Beschäftigung, dem Bettel nach. So blieb nun Leopold

allein. Da wurde ihm die Zeit lang und immer länger. Schweigend und voll Unmuth ging er in dem engen Stüblein auf und ab. Das war wohl für einen Menschen von seiner Lebensart und Gesinnung härter noch als die Schmerzen der Krankheit selber. Die kleine, enge Stube mit dem Dämmerlichte, das durch ein einziges bei Tage mit einem Vorhange verhülltes Fensterlein brach, erschien ihm, wie ein Gefängniß. Wohin er auch schaute, gewahrte er nur Armuth, Noth und Zeichen der Frömmigkeit, an welchen er aber keinen Geschmack fand. Die Wände der Stube waren von Eichenholz, aber durchlöchert an vielen Seiten; in der Ecke der Stube stand ein kleiner hölzerner Altar mit dem Bilde des Gekreuzigten und einem Todtenkopfe. — An der Wand hingen zwei herrliche Bilder, das Abendmahl des Herrn, und Maria, die Gnadenmutter mit dem Kindlein, beide von Meisterhand gemalt. Ein Tischlein, ein zerbrochener Stuhl, zwei hölzerne Teller mit einem irdenen Krüglein waren das Hausgeräthe. Es hätte nicht einfacher seyn können. Ein dürftiges Strohbett stand in einem Winkel und diente Leopold zum Nachtlager, während der Alte auf dem Boden schlief. Einige Bücher lagen auf dem Altare; es waren die heiligen Schriften, einige Gebetbücher und andere Werke, die sich aber fast alle auf die Verehrung des allerheiligsten Sacramentes bezogen. — Wurde nun dem Lieutenant die Zeit gar zu lang, so nahm er wohl eines von diesen Büchern in die Hand. Aber man sah es ihm wohl an, daß er sich Gewalt anthun mußte. Kaum hatte er einige Seiten darin gelesen, so warf er es voll Unwillen hinweg. „Der alte Plunder! welche Abgeschmacktheit,“ rief er dann, „welch' ein Unsinn gegen allen Menschenverstand, so was

zu glauben und zu behaupten und es andern weiß machen zu wollen! Mich reut der alte Anselm, sonst so ein guter Mensch!“

Der Alte überraschte ihn einst bei einer solchen Aeußerung. „Es scheint euch Unsinn,“ fragte er tief betrübt, „an das heiligste Sacrament zu glauben? O thörichtes Geschlecht,“ seufzte er auf, „ihr wollt nur immer einen Gott der Liebe und der Barmherzigkeit; aber ihr verwerft das, worin sich Seine Liebe am herrlichsten und schönsten gezeigt hat!“ „Ja,“ versetzte Leopold mit einiger Bewegung, „schön wäre es freilich, wenn es nur ein wenig zu glauben wäre!“ „Ihr könnt nicht glauben,“ sprach Anselm, „weil ihr keine Liebe habt; nur Liebe kann an die Liebe glauben. Der Pelikan nährt sein hungerndes Junge mit seinem Blute; die Mutter nährt im Leibe ihr Kindlein mit ihrem Fleische und Blute. — Glaubt ihr denn, Gott der Allmächtige, der Alliebende liebe seine Kinder weniger als das Thier, und geringer als die Mutter?“ rief der Alte mit leuchtenden Augen. — „O Leopold, bittet, daß euch der Geist Gottes erleuchte, daß ihr eher zur Erkenntniß kommet, als ich; ja, auch ich habe einst gefrevelt an dem Allerheiligsten! O betet, und stoßet nicht von euch die unendliche Liebe des Herrn! In Wahrheit, wenn ihr nicht esset das Fleisch des Menschensohnes und nicht trinket sein Blut, so werdet ihr das ewige Leben nicht erlangen!“ — In seltsamer Bewegung hatte er Leopolds Hand ergriffen; seine Wangen waren lebhaft geröthet, seine Augen glänzten. Er warf sich tief erschüttert vor dem Altare nieder und betete; Thränen floßen aus seinen Augen. Verwundert und erstaunt betrachtete ihn Leopold; eine geheime Rührung, ein stiller Schmerz durchdrang

seine Seele. „O ja, schön und herrlich wäre es wohl,“ seufzte er, „nur gar zu schön, — wenn ich es nur glauben könnte!“ —

Der Alte erhob sich jetzt; er brachte Zucker und Citronen und bereitete Limonade, ein Labsal, das sich Leopold oft gewünscht hatte. „Trinkt,“ bat er sanft, „es wird euch erquicken.“ Leopold trank in mächtigen Zügen. — „Hörst du nichts vom Kriegsschauplatze?“ fragte er. — „Der Waffenstillstand ist zu Ende,“ erwiederte Anselm, „die Franzosen sind über den Rhein gegangen und haben die Deutschen zweimal geschlagen; man fürchtet sogar für die Stadt selber.“ „Großer Gott!“ rief schmerzvoll Leopold, „o mein Vaterland, warum darf ich nicht für dich kämpfen! Wie glücklich sind nicht meine Kameraden! Sie dürfen dem Feinde die Stirne bieten und kämpfen um Ehre und Sieg! — und ich — lebe hier wie ein Gefangener, lebendig und doch todt! O Jammer und Elend!“

4.

Was Anselm befürchtet hatte, traf ein. Die Franzosen drangen bis zur Hauptstadt vor und nöthigten den Fürsten sammt seinem Hofstaat zur Flucht. Sie besetzten die Hauptstadt und drückten als übermüthige Siegerdie Bürger schwer. Eine Abtheilung der Deutschen, welche die Stadt befreien wollte, wurde von ihnen geschlagen, und Graf Gottfried, der jetzt einzige Sohn des Premierministers, gefangen. Einige Briefe, die er bei sich führte, und andere Umstände machten es mehr als wahrscheinlich, daß er in geheimer Verbindung mit den Feinden der französischen Republik stehe, und in eine

Verschwörung verwickelt sey, die auf Frankreichs Boden erst kürzlich ausgebrochen, aber verunglückt war. — Auf solche Beschuldigungen hatte die Republik die Todesstrafe gesetzt. Nur die Wunde, welche Gottfried in der Schlacht empfangen hatte, hielt die Vollziehung des Urtheils auf, welches sonst sogleich an ihm vollzogen worden wäre. Man denke sich den Schmerz des Vaters bei dieser Schreckensbothschaft! Er bot Alles auf, um das Leben des einzigen Sohnes zu retten; allein weder seine Bitten, noch die dringende Verwendung des Fürsten vermochten das harte Herz des französischen Feldherrn zu beugen. Die ganze Stadt trauerte um den jungen kühnen Mann. Bereits sprach man von dem Tage der Hinrichtung. Auch Anselm hörte es und beklagte sein trauriges Geschick; aber er verheimlichte es dem Lieutenant Leopold. Doch durch Zufall erfuhr er Alles.

Leopold fühlte sich so gestärkt, daß er jetzt die Hütte verlassen und kleine Spaziergänge unternehmen konnte. Dazu wählte er, um verborgen zu bleiben, die Zeit des Abends und der Dämmerung. Auf einem dieser Spaziergänge war es, wo er, als unbemerkter Zeuge eines Gespräches, Gottfrieds Unglück erfuhr. Da erwachte der ganze Schmerz in seiner Seele. „Ich habe seinen Bruder getödtet," jammerte er; „sein Vater wird bald keinen Sohn mehr haben, — und durch meine Schuld! O, daß ich sterben könnte für dich o Gottfried! Wie gerne gäbe ich mein Leben für das deine hin!" Anselm suchte ihn zu trösten; Leopold fühlte jetzt das Unglück, Karl getödtet zu haben, in seiner ganzen Größe. Der Minister hätte doch noch Einen Sohn gehabt!

Des andern Tages sah Leopold den Alten inbrünstiger beten als sonst. „Leopold," sprach er mit stiller Freund-

lichkeit, „jetzt thu' ich einen wichtigen Gang! ich denke dir bald eine frohe Nachricht zu bringen.“ — Verwundert sah ihm Leopold nach. Anselm aber ging durch die herrlichen Straßen zu dem Hause des französischen Generals. Die Wachen verwehrten ihm den Eingang und trieben den Armen mit höhnischen Worten hinweg. Anselm aber harrte geduldig aus; er sah, wie ein junger Capitain in das Haus des Generals treten wollte. „Bürger Capitain!“ bat er in französischer Sprache, „habt Mitleid mit einem alten Soldaten, der viele Jahre unter Frankreichs Heeren gedient hat, und meldet mich bei dem General. Sagt, ich bitte euch, — ich brächte ihm Nachricht von Felix Lozére.“ Verwundert betrachtete der Kapitain den alten Mann, der fast zerrissen in der Kleidung, das Französische mit dem reinsten Accente sprach; er nickte bejahend, und gleich darauf erschien ein Unteroffizier und führte den alten Anselm in das Zimmer des Generals. — „Was bringst du mir von Felix Bozére?“ fragte ernst und dringend der General und heftete sein dunkles Auge auf den Bettler.

„Louis,“ sprach dieser sanft, „hat sich denn Felix verändert, daß du ihn nimmer erkennst?“ „Großer Gott,“ rief der General, „du, du wärest Felix! Ist es möglich! ja du bist es, mein Felix, mein liebster Freund“ und in heftiger Bewegung drückte er ihn an das Herz. Es war ein eigenthümlicher Anblick, den zerlumpten Bettler mit dem bleichen Gesichte und den weißen Locken von dem General umschlungen zu sehen, der in glänzender Uniform und in der Fülle der Gesundheit das Bild der kräftigsten Männlichkeit darbot.

„Felix, Felix,“ begann der General und betrachtete mit Erstaunen und Wehmuth den Anzug des Bettlers,

„was ist aus dir geworden! deine Haare sind weiß, deine Stirne ist runzelig, und du zählst kaum vierzig Jahre!" —

„Verbrechen und Reue, Louis, machen schnell alt," erwiederte Anselm mit trübem Lächeln. — „Und dein Aufzug, wie ein Bettler, und du warst doch Herr von Millionen! O Felix, mein lieber Felix! wie ist es dir ergangen! erzähle mir doch Alles," bat der General dringend, — „Alles, Alles!"

„Meine Erzählung ist kurz," erwiederte düster der Bettler, „ich habe gesündigt, gesündigt an dem Heiligsten, und thue nun in Armuth und Thränen Buße!" Der General zog ihn sanft an seine Brust. „Felix, mein Felix," bat er mit Wehmuth und tiefer Rührung, „komme an mein Herz, vertraue mir deinen Jammer, du weißt, wir theilten einst Alles mit einander, ich kann dich nicht allein weinen sehen!" Felix aber schüttelte schwermüthig das Haupt. „Laß mir meine Schmerzen und mein Geheimniß; nur eine Brust weiß es und diese öffnet nur mein Tod! O ich bin elend, sehr elend! Mir kann auf Erden niemand helfen; doch der da droben, — er wandte das fromme Auge himmelwärts — hat mich nicht verlassen!" Mit schmerzlichen Blicken betrachtete ihn sein Freund. „Felix," bat er nach einer langen Pause, — „setze dich, du bist angegriffen! — Gebiete über mich, ich will alles thun, was du von mir verlangst." — „Ja, Louis," sprach der Alte, „ich bin zu dir gekommen mit einer großen Bitte; der deutsche Lieutenant, Graf Gottfried, ist in deiner Gewalt, er ist zum Tode verurtheilt; gib mir sein Leben und seine Freiheit!" —

„Großer Gott! Felix, du weißt nicht, was du willst! Begehre etwas Anderes von deinem Freunde!“—

„Ich kann nicht anders bitten,“ sprach der Alte, „sein Leben ist mir nothwendig; denn sein Leben muß mir ein anderes erretten! Du hast die Macht, ihn zu begnadigen! Bedenke, er ist der einzige Sohn eines Vaters, der erst vor Kurzem seinen ältesten Sohn verloren hat!“

„Felix, bedenke sein Verbrechen! er ist nach unserm Gesetze des Todes schuldig. Ich habe sein Leben dem Fürsten und seinem Vater verweigert. Du glaubst nicht, wie schwer es mir ankam. Allein man muß ein Beispiel geben!“

„Louis, bin ich dir denn nicht lieber, als der Fürst und sein Minister?“ fragte mit sanftem Vorwurf der Bettler. „Es gab eine Zeit, wo du mir keine Bitte abgeschlagen hättest. Sieh, ich verlange nichts Pflichtwidriges von dir. Du kannst ihn ja begnadigen! Milde ist besser als Strenge. Bedenke für sein Leben ist dir die Freiheit drei gefangener französischer Offiziere geboten!“

„Ich kann nicht,“ sprach der General gepreßt; „Felix, wahrlich, ich kann nicht; fordere, was du willst!“

„Louis,“ sprach der Alte mit rührender Stimme, und heftete die schimmernden Augen voll Liebe und Zärtlichkeit auf den Freund. „Louis, weißt du noch, wie wir am Eriesee standen? Kennst du noch diese Narbe?“ und er schob die Silberlocken von der Stirne. „Der Tomahawk des Indianers schlug sie mir, als ich seinen Gefährten tödtete, der dich zu Boden geworfen hatte. Sieh, Louis, diesen Arm; er hat in der Vertheidigung

deiner Ehre und deines Lebens seine Hand verloren! Weißt du noch, was du mir dort versprachest?"

In heftiger Erschütterung sprang der General auf. Er umarmte den Bettler. „O Felix, konntest du denken, ich hätte es vergessen? Nimm sein Leben, bei Gott, nie hätte ich geglaubt, daß ich diesen schonen würde! Nur dir hat er es zu danken!"

„Er soll es auch wissen," fuhr bittend Anselm fort, „daß er meiner Fürsprache sein Leben zu danken hat. Seine Fürsprache muß mir ein liebes Leben erhalten." Nun eröffnete er dem General seine Absicht. Bewegt drückte dieser seine Rechte. Er bat auf das Neue, Anselm möge sein Geheimniß ihm vertrauen, er wolle es nur wissen, um ihm zu helfen. Sanft, unter Thränen, verweigerte es der Alte. Seinen Schmerz, betheuerte er, müsse er verschließen; die Welt könne ihn nicht verstehen! — „Felix, ich besuche dich," sprach wehmüthig der General, „wo kann ich dich treffen?" — „Unter der Linde beim neuen Thore, dort bettle ich," erwiederte dieser stark und muthig. Der General wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen. — „Felix, brauchst du Geld," fragte er voll tiefen Schmerzes. — „Du hast mir Alles gegeben," dankte er; „ich brauche sonst nichts mehr, als deine Liebe und dein Andenken." „Das bleibt dir immer," betheuerte der General und eilte an den Schreibtisch. Er schrieb und klingelte. Ein Adjutant trat ein. „Geht zu Graf Gottfried," befahl der General, „sagt ihm, er sey frei gegen die vorgeschlagene Auswechslung der drei französischen Offiziere. Hier ist sein Paß; meldet ihm ferner, daß er sein Leben nur der Fürbitte dieses Mannes zu danken hätte." Verwundert hörte es der Adjutant; mit höchstem Befremden betrachtete

er den vielvermögenden Bettler. „Felix, du kommst dann noch einmal zu mir," bat der General und winkte dem Adjutanten. Dieser führte den Bettler in das Gefängniß zum Grafen Gottfried.

Gottfried zuckte zusammen, als er den alten Anselm mit dem Adjutanten eintreten sah. Der Vorfall jenes verhängnißvollen Abends mochte ihm vor Augen schweben. „Wann muß ich sterben," fragte er, sich fassend, mit einem stechenden Blick auf den Alten, „das Leichenhuhn seh' ich schon." „Ihr dürft nicht sterben," versetzte der Adjutant verbindlich; „mein General hat euch begnadigt; ja, ihr seyd frei gegen die vorgeschlagene Auswechslung von dreien unserer Offiziere." — „O mein Vater," rief auf das freudigste überrascht, Graf Gottfried, „ich werde dich wieder sehen! Wem danke ich dieses Glück?" — „Diesem alten Manne da," erwiederte der Adjutant; „es ist der ausdrückliche Befehl meines Generals, euch darauf aufmerksam zu machen!"

Da trat Graf Gottfried zurück, wie einer, dem man ein Mährlein aufbinden will. Erstaunt schaute er bald auf den Alten, bald auf den Adjutant. „Ich theile eure Verwunderung," sprach lächelnd der Franzose; „aber es ist so, — der Alte hat euch das Leben gerettet. Nicht wahr? sprich!"

„Ihr dürft es glauben, Herr Graf," betheuerte freundlich Anselm, „nicht wahr? ein Bettler ist zu Zeiten doch auch etwas nütze?" Der Graf erröthete. „Du hast mir das Leben gerettet, alter Anselm," fuhr er, sich von seinem Erstaunen erholend, fort, „wäre dieß möglich! Du, den wir an jenem Abende so grausam verhöhnten! O Anselm," seufzte er auf und eine schreckliche Erinnerung schien in seiner Seele zu erwachen, „o Anselm,

du bist fürchterlich gerächt worden! Dein Wort hat sich erfüllt; da draußen liegt Karl, mein Bruder, am Gottesacker, getödtet von der Hand seines Freundes. — Verzeihe ihm und uns Allen!“

„Ist allen längst verziehen,“ sprach sanft und betrübt der Alte, „ihr habt hart büßen müssen! Ehret Gott und seinen Sohn!“ — Gottfried stand erschüttert; er faßte sich. „Anselm, wie kann ich dir danken,“ begann er nach einem langen, schmerzlichen Schweigen; „fordere, was du willst!“ — Ich werde meinen Dank schon holen,“ sprach ernst der Alte, mit einem seltsamen Blick; „macht euch nur auf eine hohe Rechnung gefaßt! Doch bitte ich euch, sagt Niemanden, daß ich euch gerettet habe, außer euerm Vater.“ —

Anselm begab sich zurück zum General. Lange besprachen sie sich. Sie schieden unter Thränen, als wäre es eine Trennung auf ewig. — Der General schaute tief erschüttert dem Bettler nach. „O welch' ein Leiden,“ sprach er traurig, „ist über dieß hohe, stolze Herz gekommen! Es muß groß, recht groß gewesen seyn, wenn es diesen Feuergeist zermalmen konnte!“ —

5.

Bald nahm die Lage der Dinge eine andere Wendung. So schnell die Franzosen vorgedrungen waren, so rasch mußten sie wieder zurück. Die Deutschen siegten und trieben die Franzosen auch aus dieser Hauptstadt. Der Fürst und sein Hof kehrten jetzt wieder zurück. Leopold, der den Zorn des Fürsten und das Schmerzgefühl eines schwer gekränkten Vaters fürchtete, wollte sich flüchten, er sah wohl, daß er hier in die Länge der Zeit nicht

bleiben könnte, ohne sich der gewissen Entdeckung auszusetzen. Bereits war er so weit genesen, daß er ohne Gefahr für seine Gesundheit wieder Dienste thun konnte. Er wollte seine Heimath verlassen und in fremde Dienste treten. Anselm aber schüttelte ernst das greise Haupt. „Wie leicht ist," sprach er, „die Heimath aufzugeben, wie schwer aber eine zweite zu finden! Wartet nur noch einige Tage, vielleicht läßt sich das Herz des Fürsten zur Gnade rühren!" „Dazu habe ich keine Hoffnung," erwiederte traurig Leopold, „ich weiß es, daß manche sich für mich bei ihm verwendet haben, allein ihre Bitten wurden nicht gehört; will ich nicht ehrlos sterben, so muß ich mich flüchten und ein neues Vaterland suchen, so schwer es mich auch ankömmt!" Anselm tröstete ihn und bat ihn dringend, nur einige Tage noch zu warten.

Tags darauf ging der Alte in das Palais des Ministers und suchte den Grafen Gottfried, der noch immer an seiner Wunde litt, zu sprechen. — Mit der innigsten Freude und Dankbarkeit empfing ihn der junge Graf. „Ich komme, um meinen Dank zu holen; ihr wißt," sprach Anselm in gutmüthiger Laune, „daß ein zudringlicher Bettler der ungestümmste Gläubiger ist. Ich bitte euch, führt mich zu euerm Herrn Vater, dort will ich meinen Dank fordern, ich werde viel, recht viel fordern," setzte er ernst bei. Verwundert betrachtete Graf Gottfried den Alten; doch ohne weiter zu fragen, führte er ihn durch die Reihen der Dienerschaft und der zahlreich versammelten Räthe und Beamten, die mit großem Erstaunen hier den Bettler von dem Sohne des Ministers selber geleitet, und mit großer Auszeichnung behandelt sahen, in das Zimmer seines Vaters. —

„Vater," sprach Gottfried eintretend, „hier ist mein

Retter, du kennst ihn!“ Mit scharfen, durchdringenden Blicken betrachtete der Minister einige Augenblicke den Bettler, der still und demüthig sich vor ihm neigte. — „Ja wohl kenne ich ihn,“ begann er; „wie oft ging und fuhr ich an ihm vorbei, ich träumte mir nicht, daß er einst der Retter meines einzigen Kindes werden würde! Wie wunderbar! doch, wer darf in unsern Zeiten noch von Wundern sprechen! Aber sagt mir, wie wurde es euch möglich, von dem harten Herzen des französischen Generals das zu erhalten, was er den Bitten eines Vaters, ja des Fürsten selbst abschlug?“ — „Liebe und Dankbarkeit vermögen Alles,“ erwiederte Anselm. „Ich will eine bestimmte Antwort, das sind räthselhafte Worte!“ — „Edler Herr, laßt mir mein Geheimniß,“ bat der Bettler, „dringt nicht weiter in mich; möge es euch genug seyn, daß ich durch mein Bitten euer Kind errettet habe!“ — Der Minister schwieg; nachdenklich heftete er sein Auge auf Anselm, der sanft und ehrerbietig seine forschenden Blicke aushielt. „Als ich erfuhr,“ sprach er, „daß du meinen Sohn gerettet hast, ließ ich genaue und scharfe Erkundigungen über dich anstellen. Alle lauteten, du seyest arm, eine sehr gute, aber auch eine sehr abergläubische Seele.“ — Anselm zuckte bei diesen Worten zusammen. — „Manche glauben, du seyest ein Spion; das bist du nicht, das weiß ich; fast Alle geben euch ein gutes Zeugniß. Aber du bist nicht, was du scheinst, du bist mehr als ein Bettler!“

„Weniger noch,“ betheuerte Anselm lebhaft, „weniger noch; ich bin der elendeste und armseligste der Bettler!“

„Du sollst nimmer betteln,“ sprach tief gerührt Graf Gottfried; „wir wollen für euch sorgen, wir wollen dankbar

seyn; du sollst haben, was dein Herz verlangt; du darfst nimmer betteln, Anselm!"

„O laßt mich betteln," rief Anselm in seltsamer Bewegung, „ich muß betteln, muß betteln und beten bis zu meiner Todesstunde, damit ich nicht zu Grunde gehe." — Der Minister und Gottfried schauten sich überrascht an. „Die Leute haben nicht Unrecht," sprach der Minister in französischer Sprache zum Sohne und zuckte die Achseln; „er ist ein überspannter, schwärmerischer Frömmling!" Anselm verstand es wohl, aber er schwieg. — „Du hast von uns eine Belohnung verlangt, wie ganz billig," begann jetzt Gottfried, „was begehrst du? Sprich offen!" — „Ich will es," sprach ernst der Bettler, „ich habe euer Leben gerettet, gebt mir ein anderes Menschenleben, das den Gesetzen verfallen, aber durch euere Fürsprache gerettet werden kann!"

Erstaunt rief der Minister: „Was verlangst du? das Leben eines Menschen und wessen Leben?" Gottfried trat ahnend zu dem Alten.

„Ich will von euch das Leben des Lieutenants Leopold, der zu dem Tode verurtheilt ist; euere Fürsprache kann ihn retten!" —

„Himmel, was ist dieß für ein Verlangen!" rief heftig bewegt der Minister; „der Mörder meines Sohnes! ich soll ihm Gnade auswirken! Was begehrst du, Alter? Das Gericht, nicht ich, hat ihn verurtheilt, und der Fürst hat dieß Urtheil bestättigt!"

„Euer Wort vermag Alles! Einem Vater, der für den Mörder seines Kindes bittet, kann nichts abgeschlagen werden! O erbarmt euch über einen Unglücklichen, dessen Reue groß ist und sein ganzes Leben dauern wird. Uebt die edelste Rache, die Verzeihung!" —

„Sentenzen aus dem Munde eines Bettlers,“ sprach unmuthig, verächtlich fast, der Minister; mit starken Schritten, in heftiger Bewegung ging er auf und ab; ihm nahte sich Gottfried, sein Antlitz zeigte die höchste Rührung; sie sprachen leise mit einander.

„Warum nimmst du so warmen Antheil an Lieutenant Leopolds Schicksal?“ fragte ernst der Minister. — „Hat denn euer Herz nicht auch Mitleid für Unglück und Elend gefühlt? — O gewiß! Euer Herz war nie der Milde verschlossen,“ erwiederte bewegt der Alte. — „O seyd barmherzig; denkt seiner Jugend, denkt seiner Wunden, die er für das Vaterland erhalten. — Um das Leben eueres edlen Sohnes, das ich erhalten, schonet Leopold!“

Der Minister zeigte bei diesen Worten einige Rührung. — „Leopold ist entflohen,“ begann er mit ernster Stimme; „niemand weiß wohin? Gestehe es nur, du weißt um seinen Aufenthalt.“ — „Ja,“ erwiederte der Bettler fest und ruhig. „Und wo ist er?“ fragte der Minister mit erwachender Heftigkeit. „Ich vertraue vollkommen euerer Großmuth,“ sprach Anselm entschlossen; „er ist bei mir, ich habe seine Wunde verbunden, ich habe ihn gepflegt und gewartet, bis er genesen.“ —

„Welch' ein Edelmuth!“ rief tief bewegt Graf Gottfried; „wir haben ihn verhöhnt, wir haben sein Heiligstes verspottet, und er rettet mir das Leben und wartet des andern mit eigener Aufopferung und Gefahr! Vater, von ihm kann man lernen, Beleidigern zu verzeihen!“ —

Der Minister wandte sich tief erschüttert zu dem Bettler. „Ich danke euch für das Leben meines Kindes jetzt und immerdar! Wahrlich, unter diesem Kittel

schlägt ein edles Herz! Aber und nochmals, ein Bettler seyd ihr nicht! doch ich ehre euer Geheimniß. Geht hin zu Lieutenant Leopold, und sagt ihm, ich habe ihm verziehen. Er soll erfahren, ob meine Bitten von dem Fürsten gehört werden. — Den Dank für euere Person aber behalte ich mir vor!" Er winkte jetzt dem Alten, wie erschöpft. Man sah es ihm an, daß er einen harten Kampf gekämpft, ehe er sein Herz bezwungen. Anselm aber küßte in höchster Freude, mit Thränen in den Augen, des Ministers Hand. —

6.

Der Verwendung des allvermögenden Ministers gelang es sogleich, Begnadigung für Leopold von dem Fürsten zu erwirken. Mit welcher Freude theilte nicht Anselm, der unverzüglich zum Minister gerufen wurde, diese Nachricht dem fast hoffnungslosen Leopold mit. Er wollte es anfangs gar nicht glauben, so groß war seine Ueberraschung. Erst dann, als er mit Gewißheit seine Begnadigung aus dem Munde treuer Freunde erfuhr, (er hatte Gelegenheit gefunden, sich nach und nach mehrern mitzutheilen) schwanden seine Zweifel. Leopolds Freude kannte keine Gränzen. Er war begnadigt und ihm nur sechs Wochen Arrest als Strafe auferlegt worden. Nach Ablauf dieser Zeit eilte er zum Fürsten, um für seine Begnadigung zu danken. Dieser entließ ihn nach einer derben Strafpredigt und wies ihn an den Minister, als dessen Verwendung er das meiste zu danken hätte. Dieser empfing ihn mit Ernst, doch ohne Groll. Leopold dankte auf das innigste und herzlichste für seine Großmuth. „Dankt mir nicht," sprach der Minister ernst, „ihr habt

einen seltsamen Gönner und Fürsprecher gehabt; es ist Anselm, der alte Bettler, der euch bei mir Verzeihung ausgewirkt hat!" Leopold trat staunend zurück. „Wäre dieß möglich?" fragte er mit einer ungläubigen Miene. „Der Alte ist ein Hexenmeister, er hat wohl mehr gethan, als dieß," sprach lächelnd Gottfried und lösete ihm das Räthsel, wie Anselm, der verachtete, verhöhnte ihnen beiden das Leben errettet hätte. — Sie eilten nun, dem Alten zu danken; doch mit Sanftmuth und Freundlichkeit lehnte er Alles ab; er bat nur, die Sache, so weit sie ihn betreffe, geheim zu halten. — Man bot ihm eine Pension an. Er schlug sie aus. — Man wollte ihn in einem Armenhause lebenslänglich versorgen, wo er sich ganz seinen Andachtsübungen hätte widmen können, — auch dieß nahm er nicht und lehnte alle andern Anerbietungen ab. — So sollte er, wenn er nicht für sich zu wünschen hätte, für andere bitten. Da bat er für die Waisen und das Kirchlein seiner Glaubensgenossen um eine Unterstützung; sie wurde ihm reichlich, über sein Verlangen gewährt. —

7.

Anselm saß jetzt wieder unter seiner Linde, aber nimmer lange. Es kamen die Franzosen wieder und trieben, wie zuvor, das Unwesen zügelloser Sieger. Da wallfahrtete Anselm eines Tages nach einem Kirchlein in der Nachbarschaft. Er betete dort nicht lange, als drei Franzosen hereintraten und das Rauben begannen. Sie nahten sich dem Altare und drohten den Tabernakel zu erbrechen, der das Heiligste einschloß. Da entbrannte ein heiliger Zorn in Anselms Seele. — Er sprang auf

und stellte sich schützend, den eisenbeschlagenen Stock hoch geschwungen, vor den Altar. „Zurück ihr Frevler,“ rief er mit einer Donnerstimme, „zurück und versündigt euch nicht an dem Heiligsten, sonst seyd ihr des Todes.“ Die Plünderer aber verlachten höhnisch den einhändigen Bettler und wollten ihn bei Seite stoßen. Doch Anselm fühlte Jünglingskraft in seinen Armen. Ein mächtiger Streich mit seinem Stocke traf den einen der Räuber auf das Haupt, daß er taumelte und stürzte. Wüthend drangen die beiden Andern auf ihn ein und verwundeten ihn. Doch Anselm fühlte keine Wunde. Rasch entriß er dem gefallenen Franzosen das Schwerdt und hieb gewaltig um sich. Der eine stürzte bald am Haupte verwundet, der andere floh, von Anselm in der Schulter getroffen, heulend und blutend von dannen. Anselm aber schaute mit Blicken der innigsten Freude umher. Er warf sich auf den blutbespritzten Stufen des Altares nieder und dankte laut. — „O Herr,“ rief er, „wie selig hast du mich gemacht; ich darf bluten für das heiligste Sacrament!“ Da fühlte er, wie er schwach und immer schwächer wurde. Das Blut strömte von seinem Haupte auf die Erde; ohnmächtig sank er um. — Eine alte Frau, die Zeuge des schauerlichen Auftrittes gewesen war und sich in der Angst hinter einem Betstuhl verborgen hatte, eilte ihm zu Hülfe. Man trug den alten Anselm in ein benachbartes Haus, dort verband man ihn; seine Wunde war tief und gefährlich, er fühlte dieß selber und verlangte geistlichen Beistand. Er beichtete und der Priester reichte ihm das allerheiligste Sacrament. Da glänzten seine Augen voll Entzücken; seine bleichen Wangen färbte Purpurroth; ein Schimmer unendlicher Freude verklärte die sterbenden Züge. „O Himmelsspeise,“

seufzte er, „fünfundzwanzig Jahre habe ich deiner entbehrt, gehungert und gedurstet habe ich nach dir! wie süß bist du, wie hast du mich erquickt! Anselm fühlte sich ganz selig, seine letzten Worte waren: „Hochgelobt und gebenedeiet sey das Allerheiligste Sacrament des Altars!“ Als sein Mund verstummte, sprachen noch seine auf das Kreuz gehefteten Augen die Liebesgluth seines Herzens zu dem Herrn aus, bis sie unter dem Kuße des Todesengels erloschen. —

8.

Der Feldzug war für dieses Jahr geendigt. Da begaben sich eines Tages zwei junge Offiziere in das Haus des katholischen Pfarrherrn und baten ihn um Auskunft über Anselm, den räthselhaften Bettler. Der Pfarrer trug einiges Bedenken, ihnen Alles zu vertrauen, erst dann, als sie sich ihm zu erkennen gaben — es waren Graf Gottfried und Lieutenant Leopold — schwand sein Mißtrauen. Mit tiefer Bewegung reichte er ihnen ein Manuscript. Es war in französischer Sprache geschrieben und enthielt die merkwürdigen Schicksale des Mannes, „Anselm der Bettler“ genannt. Aus ihm wollen wir einen kurzen Auszug mittheilen.

Anselm war der Sohn reicher, adelicher Eltern und in Elsaß geboren. Sein eigentlicher Taufname war Felix. Er verlor seine Eltern frühe und ein Oheim von mütterlicher Seite nahm sich des verwaisten Knaben an. Felix wuchs heran und entfaltete seltene Gaben. Ein Geist voll Kraft und Scharfsinn, ein hohes, stolzes Herz, das mit aller Macht rang, sich über das Mittelmäßige zu erheben, und ein glühender Durst nach Wissen war ihm

gegeben. Kaum zwei und zwanzig Jahre alt, hatte er sich in allen Zweigen der Wissenschaften gediegene Kenntnisse gesammelt. Eine edle, würdevolle Bildung des Körpers, Reichthum und ausgebreitete Kenntnisse zogen bald die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Männer auf sich. So kam er in Verbindung mit den Häuptern der damaligen sogenannten Philosophen, mit d'Alembert, Voltaire und Diderot. Bald wurde er ihr eifrigster Anhänger. Von ihnen lernte er das Christenthum als Aberglauben verachten, die Offenbarung als Thorheit betrachten und die Priester als Volksbetrüger hassen. — Er lebte, einem gefallenen Engel gleich, mehrere Jahre in der Gesellschaft dieser verworfenen Geister. Doch sein heller Geistesblick konnte doch nicht so umnebelt werden, daß er nicht zuletzt die sittliche Verdorbenheit dieser Männer, und die Flachheit und Haltungslosigkeit ihrer empörenden Grundsätze hätte erkennen sollen. Sein gesunder Sinn erwachte, er fand die Kraft sein Inneres zu prüfen. Mit Entsetzen sah er in seinem Innern eine grausenvolle Leere und Oede. Die Philosophie jener Menschen hatte ihm Alles genommen und nichts gegeben; er fühlte sich jetzt so elend, unaussprechlich elend. Er fluchte seinen Verführern und schied auf ewig von ihnen. Forschung und Wissenschaft eckelten ihn an; er warf sich jetzt in die Arme der Sinnenlust; mit zügelloser Ungebundenheit gab er sich den sinnlichen Genüssen hin; er wurde ein Wüstling. Doch Gottes Gnade ließ ihn nicht zu Grunde gehen. Sein besseres Gefühl erwachte und rettete ihn, er entriß sich der Sinnenlust; er stand jetzt da elend, bedauerungswürdig, ohne Hoffnung, ohne Glauben; geistige wie sinnliche Genüsse eckelten ihn an;

er fühlte sich erschöpft für jede Thätigkeit. Ach, was ihn hätte retten können, das suchte er nicht!

Er bereisete jetzt, um sich zu zerstreuen und Ruhe zu gewinnen, den größten Theil Europas. Doch sein Elend folgte ihm überall nach. Er haßte und scheute die Lasterhaften, die Guten und Glücklichen beneidete und floh er. Ein düsterer Gram bemächtigte sich mehr und mehr seiner Seele, und drohte sie zu verzehren. Ahnungen eines bessern, seligen Lebens stiegen öfters in ihm auf, aber es waren nur Blitze in einer dunklen Nacht. Die Blitze verschwanden, — das Dunkel blieb. —

Auf einer seiner Reisen lernte er den Grafen Louis Philipp C — kennen, der sich später in der Revolution berühmt gemacht und guillotinirt worden ist. Dieser, ein heiterer, lebenslustiger Franzose, fand bald Gefallen an Felix, und ließ sich durch dessen finstern Trübsinn von einer nähern Verbindung nicht zurückschrecken. Er bot Alles auf ihn zu erheitern. Ihm war es unbegreiflich, wie ein junger Mann von kaum fünf und zwanzig Jahren, reich, schön und gebildet, traurig seyn konnte. Felix gewann bald einige Neigung für den jungen, heitern Offizier. Louis schlug ihm vor, Kriegsdienste zu nehmen. Dieß wäre, behauptete er, das sicherste Mittel, Gram und Trübsinn anzubringen und die Heiterkeit des Gemüthes wieder zu gewinnen. Felix willigte ein. Frankreich kriegte mit England, um den aufrührerischen Provinzen Nordamerikas Hülfe zu bringen. Felix schiffte an Louis Seite über das Weltmeer, um für Nordamerikas Sache zu streiten. Dort kämpfte er drei Jahre lang als Freiwilliger, muthvoll mit großer Auszeichnung. In dem frischen, kriegerischen Leben, bald auf den Wogen der See, bald in den endlosen

Wäldern und Ebenen Amerikas erholte sich sein Herz, sein Jugendmuth erwachte auf das Neue, in der Mitte fröhlicher junger Männer gab er sich bald wieder allen Genüssen und Freuden hin, die das Kriegsleben nur immer bieten konnte. Seine Freundschaft mit Louis wurde immer inniger. Er rettete ihn einst aus den Händen der Indianer. Louis schwur, ihm dieß nie zu vergessen. — Bald darauf ereignete sich jener Vorfall, der Felix ganzem Leben eine andere, entscheidende Richtung gab. — Doch um der Wichtigkeit dieses Ereignisses willen wollen wir ihn hier selber reden lassen.

„Einstmals wurde unsere Compagnie zu einem Streifzuge gegen die mit den Engländern verbundenen Indianer am Eriesee abgesandt. Der Zug war gefährlich, und wir dabei sehr unglücklich. Von neunzig Mann, — so stark war unsere Abtheilung, — ließen uns die Kugeln der trefflichen indianischen Schützen nur zwölf übrig. Wir mußten trachten uns eiligst zu dem Hauptkorps zurückzuziehen. Aber dabei litten wir fürchterlich durch Hunger und Kälte. — Eines Morgens kamen wir unvermuthet zu einem kleinen indianischen Dorfe. Die Einwohner hatten sich geflüchtet; wir durchsuchten die Hütten, um Lebensmittel und Brod zu finden. Wir fanden aber alles leer, oder mit Vorsatz verdorben, was vielleicht zu genießen gewesen wäre. Ein Haus, halb von Holz, halb aus Stein gebaut, zog meine Aufmerksamkeit auf sich; von einem Sergeanten, Namens Jaques begleitet, trat ich ein. Ein Priester las an einem Altärlein die heilige Messe. Einige Indianer, auf die Knie geworfen, beteten; sie entflohen bei unserm Anblick.“ —

„Soll ich erzählen, was wir Ruchlose dort verübten? Meine Haare sträuben sich, meine Hand schaudert; was

sie wider Willen hingeschrieben, löschen die Ströme von Thränen nicht aus, die mein Auge weinet und weinen wird bis an das Ende meiner Tage! O, wer hilft mir zu schreiben? O ewige Liebe, erbarme du dich mein!" (Was jetzt folgt, hat Anselm nicht mit Dinte, sondern, wie er ausdrücklich bemerkt, mit seinem Blute geschrieben).

„Die Grundsätze, welche ich in der verderblichsten Schule eingesogen, hatte ich wohl verworfen. Die Gottesläugnung, der offene Aufruhr gegen die Königsgewalt, und der abscheulichste Egoismus, den die Philosophen Frankreichs bald verhüllt, bald laut predigten, hatten mein Gemüth empört, ich wandte mich ab von ihnen, allein zur Kirche Gottes, dieser Grundfeste der Wahrheit und Liebe war ich nicht zurückgekehrt. Ach, es fehlte mir an Demuth, und nur diese kann glauben. Von allen Lehrsätzen der Kirche schien mir die Lehre vom allerheiligsten Sacramente des Altares Thorheit und Unsinn zu seyn; das heilige Meßopfer war in meinen Augen ein Gaukelspiel, die Priester Betrüger und Heuchler. Mit geheimen Unwillen und Groll blickte ich auf das Allerheiligste, der Christen Glück und Wonne, und auf die Priester, in welchen ich nur Gleißner sah, während sie doch in Wahrheit die Wohlthäter der Menschen und die Lehrer der Liebe und himmlischen Weisheit sind." —

„Noch jetzt, nach fünfzehn Jahren frage ich mich oft: Das konntest du thun? Ist es kein Traum? Unerklärbar, auch heute noch, ist mir die Gemüthsstimmung, in welcher ich mich dem Altare nahte. Zorn und Unmuth über den verunglückten Zug, Hunger und körperliches Leiden, der Hohn und die Verachtung der Priester und des heiligen Opfers, — endlich auch (wer möchte ihn

wohl in diesem schauderhaften Verbrechen verkennen,) der Einfluß einer von jeher den Menschen feindlichen Macht hatten meine Seele in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt. Ein stiller, düsterer Grimm hatte sich bei dem Anblicke des opfernden Priesters meiner bemächtigt. Es war mir, als müßte ich mir einen Gegenstand suchen, an welchem ich mein Schmerz- und Zorngefühl auslassen könnte. In einer Art von Wuth und Wahnsinn nahte ich mich; mit glühenden Blicken trat ich zum Altare. Der Priester hatte so eben die Hostie gewandelt und wollte die heiligen Worte über den Kelch aussprechen. — Statt anbetend im Staube niederzufallen, faßte ich den Arm des Priesters. — Halt, Gaukler, rief ich mit wilder Stimme, schweig mit deinem Geschwätze! schaffe uns Brod und Fleisch! — Der Priester aber schaute mich ernst, mit Blicken voll Würde und Majestät an und setzte die heilige Handlung fort. — Erzürnt warf ich den Kelch um, daß auf den Boden das heilige Blut spritzte. Mit einem Schrei des Jammers und des Schmerzens warf sich der Greis auf die Erde und leckte mit der Zunge das heilige Blut auf. Jaques, der Sergeant, roh und glaubenslos wie ich, nahte sich und stieß den Priester zurück, daß er bebend hinstürzte. Er wimmerte leise und blickte voll unendlicher Wehmuth und Schmerzens bald auf uns, bald zum Himmel; er wollte sprechen, aber der Schrecken und Schmerz schien ihm die Zunge gelähmt zu haben. — Er suchte sich jetzt zu erheben; auf den Knieen wälzte er sich zu dem Altare hin, wo der Leib des Gottmenschen in Brodesgestalt auf der Leinwand lag, und suchte Ihn aus unsern gottesschänderischen Händen zu retten. — Doch der ruchlose Jaques kam ihm zuvor. „Ich habe schon lange

kein Brod mehr gegessen," höhnte der Bösewicht, und nahm die heilige Hostie, „ich wollte nur, sie wiege ein Paar Pfund!" Er brach sie und bot mir davon an. Von einem geheimen Schauder ergriffen, wandte ich mich ab. Der Priester rang stumm, voll unendlichen Schmerzens die zitternden Hände. Der Schmerz über die Mißhandlungen, die wir ruchlose Frevler seinem Herrn und Heiland zugefügt hatten, überwältigte ihn; er stürzte ohnmächtig zusammen. Da fühlte ich eine menschliche Rührung in meinem verwilderten Herzen; ich begoß ihn mit Weihwasser und brachte ihn wieder in das Leben. Er sah mich mit Blicken an, die wie Schwerter durch meine Seele drangen. Ich begann das Schändliche meiner Handlung zu fühlen. Die Scham ergriff mich, daß ich floh. Jaques folgte mir, er nahm den Kelch mit. „Es wird mir," höhnte er, „der Branntwein doppelt gut daraus schmecken." Er hat keinen daraus getrunken!"

„Die Strafe folgte bald nach und wie! Tags darauf verirrten wir uns, wir hatten den rechten Weg verloren und sahen uns plötzlich von den Indianern umrungen. Nach kurzem, verzweifeltem Gefechte wurde der größte Theil meiner Gefährten niedergehauen, ich aber und Jaques gefangen! — Man plünderte uns, bei Jaques fand man den Kelch. Da heulten sie alle, wie wilde Löwen, und gräßliche Wuth malte sich auf ihren Gesichtern. — Es waren Indianer, welche durch die Bemühungen einiger Jesuiten, katholische Christen geworden waren. Wohl mochten sie gehört haben, daß ihr Kirchlein geplündert worden sey, und in uns, bei denen sie den Kelch fanden, erkannten sie die Räuber. — Sie banden uns an die Bäume, an Jaques Füßen zündeten sie ein

großes Feuer an; sie hieben ihm Hände und Füße ab und schnitten ihm den Bauch auf. Der Unglückliche schrie fürchterlich! Sein Geschrei erfüllte mich mit Entsetzen, ich sah, daß mein dasselbe Schicksal warte; Todesangst kam über mich. Ich sah es, wie Jaques unter unendbaren Qualen, trostlos, verzweifelnd verschied. Ich versuchte zu beten, seit langer Zeit zum erstenmal — und ich konnte nicht! — Da nahte sich ein Greis in einem schwarzen Talare. Es war der Priester, den wir kurz vorher so mißhandelt hatten. — Mit Blicken voll Ernst und Würde in strenger Rede verwies er den Indianern die Grausamkeit. Sie schienen bei diesen Worten, die ich freilich nicht verstehen konnte, sehr betroffen und zeigten ihm den Kelch, den sie bei Jaques gefunden. Der Greis bebte, er wandte seinen Blick zum Himmel. Da sah er mich; er befahl, mich sogleich loszubinden; ich sank wie vernichtet zu seinen Füßen; er hob mich auf; mit Blicken voll Würde und stiller Wehmuth betrachtete er mich einige Zeit. Vor Schaam und Schmerz konnte ich kein Wort vorbringen. Auch er schwieg, doch ließ er mir eine Labung von Brod und frischem Wasser reichen. Dann führten mich die Indianer fort durch Wälder und über Berge. Nachdem wir einige Stunden zurückgelegt hatten, kamen wir zu einem kleinen Dorfe. Kinder und Weiber eilten uns entgegen und begrüßten uns freudig. — Alle versammelten sich um den Greis, küßten ihm die Hände und das Kleid und begleiteten ihn zu seiner Hütte, die nur ein wenig besser als die der andern gebaut war. Der Priester winkte mir, hereinzutreten; er setzte mir Früchte und Wildpret vor. Ich hatte fast acht Tage lang mich mit den elendesten Lebensmitteln behelfen müssen; dennoch war es mir

unmöglich, von den aufgesetzten Speisen zu essen. Scham und Angst beklemmten mein Herz. Der Priester mochte wohl den Zustand meines Gemüthes erkennen, doch sprach er kein Wort. Er kniete vor dem Bilde des Gekreuzigten und überließ mich meinen Gedanken. Als es Zeit zur Ruhe war, führte er mich in ein Nebenkämmerlein, wo ein Mooslager bereitet war, und wünschte mir eine gute Nacht in deutscher Sprache."

„Es war eine qualvolle Nacht; Reue und Scham zerrissen mein Herz, ich verwünschte meine unedle That; aber das Schauderhafte und Entsetzliche darin ahnete ich nicht. Jaques gräßliches Bild schwebte mir vor Augen. „Sollte ich leiden wie er, oder vielleicht zu noch größern Quallen aufbehalten werden?" Ich sprang auf und wollte entfliehen; aber nirgends fand ich einen Ausweg, halb verzweifelnd warf ich mich auf mein Lager. Ich hatte so viel von Priesterrache gelesen. Mich schüttelte Fieberhitze. Als mich Morgens der Priester besuchte, lag ich meiner Sinne nicht mehr mächtig, im heftigsten Fieber."

„Wer das Christenthum nicht liebt, der liebt die Liebe selber nicht. Der Priester erbarmte sich meiner und pflegte mich, wie ein Vater sein Kind. Kein Vorwurf kam über seine Lippen, kein Wort aus seinem Munde, das an die schreckliche That erinnert hätte. — Mein elender Zustand, mein Seufzen und Weinen gaben hinlängliches Zeugniß von meinem Gram und Leiden. — Ich genas durch die unendliche Pflege meines Wohlthäters. Ach, was wäre aus mir geworden, wenn ich ohne Reue und Buße gestorben wäre! Sobald ich mich erheben konnte, eilte ich, ihm zu Füßen zu fallen und mit gefalteten Händen um Verzeihung zu bitten. Er hob mich auf. „Was ihr mir gethan habt, das ist euch

längst verziehen; aber ihr habt euch versündigt an dem Heiligsten;" rief er in feyerlichem Ernste und tiefster Erschütterung, „habt euch versündigt an dem hochheiligen Fleische und Blute des Herrn selber! Ihr seyd Katholik, wie ihr sagt, wißt ihr was die heilige Messe ist?" Ich verstummte anfangs, nur verwirrt, von unbekannter Angst ergriffen, vermochte ich, auf seine erneuerten Fragen zu antworten. Aus meinen Antworten sah er wohl, daß ich die Glaubenssätze der Kirche, zu der ich mich dem Namen nach bekannte, wohl dem Gedächtnisse auch inne hätte. Ich wußte wohl, allein ich glaubte nicht, ich war fast schlechter als die Teufeln, die glauben, aber zittern."

„Der alte Priester war ein Jesuite, in Deutschland geboren, doch der französischen Sprache vollkommen mächtig. Still und verborgen hatte er seit zwanzig Jahren unter diesen Indianern gelebt und ihre Seelen für Christus gewonnen. Alle hingen an ihm, wie Kinder an dem Vater. Ein Wink von ihm war ihnen Befehl, und mit Freuden und Liebe gehorchten sie ihm, Friede und Eintracht herrschte unter ihnen. Unschuld und Frömmigkeit schmückte die Jugend, Geduld und Sanftmuth das Alter."

„Pater Franziskus, dieß war sein Name, lud mich ein, der heiligen Messe beizuwohnen. „Ihr glaubt doch an Gott," sprach er sanft, „so bittet Ihn nun, daß Er euch zur Erkenntniß Seines Sohnes durch den heiligen Geist führe." Ich wohnte der heiligen Messe bei. Welche Andacht und Liebe bezeigten die Indianer, ihre Weiber, ihre Kinder. Hingeworfen in den Staub, beteten sie das Allerhöchste an. Und ich, unter Christen geboren, unter Christen aufgewachsen — ich — ich hatte —

o — wie wurde mir oft um das Herz. Ich sollte und wollte beten — und ich konnte nicht. Es war, als hätte ein feindlicher Wall jedem frommen Gedanken den Eingang in mein Herz verschlossen. — Ich begann mein Elend zu fühlen. Ich beneidete die Kinder der Wilden, die voll Andacht und Glauben das Vaterunser beteten und sich bekreuzten. Ich flehte unter Thränen die Gottheit an, mir einen Glauben zu geben, wie nur der elendeste dieser Indianer ihn hätte. Pater Franziskus stand mir helfend bei. Er verließ mich nie. Er betete mit mir, für mich. Er unterredete sich täglich mit mir über Christus und die Dinge des Heiles. Mit Geduld und Sanftmuth hörte er meine Zweifel an und suchte sie zu zerstreuen. Mit glühender Begeisterung sprach er zu mir, und entfaltete die unendliche Erhabenheit des Christenthums. Die Finsterniß meiner Seele begann zu schwinden, es dämmerte in mir; aber nur langsam wurde es Tag. „Ach, wie schwer ist ein Mensch, der sich der falschen Weisheit hingegeben hat, auch wenn er sich von ihren Banden losgemacht hat, zu bekehren. Die Bande und Ketten hinterlassen Wunden und Striemen. Wie schwer sind diese zu heilen!“

„Pater Franziskus bat mich, ihm bei der heiligen Messe zu ministriren. Hätte wohl eine Bußübung weiser und fruchtbringender seyn können? Mit welchem Schmerzen lag ich bei der heiligen Wandlung da. Mit ihr sah ich mein Verbrechen erneuert und meine Reue in frischer Glut erweckt. — Noch war ich nicht zum vollendeten Glauben an das Allerheiligste gekommen, mich quälte und zerriß fast das Heer der schmerzlichen Zweifel. Mit Riesenkraft kämpfte ich und Pater Franziskus dagegen; doch nur die Gnade des Herrn hat sie überwun-

den. Die Zweifel schwanden, es wurde Tag — lichter Tag in mir. — „Heil mir, o Jesus! Ich lernte Dich kennen und anbeten in dem allerheiligsten Sakramente!"

Jetzt aber erkannte ich auch mein Verbrechen in seiner ganzen schauderhaften Größe. O welche Schmerzen und Quallen durchdrangen meine Seele. Ein Sohn, der seinen Vater getödtet hat, kann keine größere Reue fühlen. Ich weinte und klagte, des Nachts floh mich der Schlummer, ich irrte die Wälder auf und ab. Solche Qualen mochte nur Judas, der Verräther des Herrn gefühlt haben. Gleich ihm fühlte ich mich in meiner Verzweiflung oft versucht, mich zu tödten. Doch Gottes Barmherzigkeit wachte über mich und ließ mich nicht zu Grunde gehen. An Pater Franziskus hatte ich einen treuen liebenden Schutzgeist. Er suchte mich zu trösten und zu ermuthigen, und mir den Herrn am Kreuze zu zeigen, der mit seinem Blute alle unsere Schulden getilgt hat. — Ich durfte hoffen — o süße Hoffnung!"

So lebte Felix ein Jahr bei dem Pater. Da starb der fromme Greis, sein letztes Wort an Felix war eine Ermunterung zur Buße, aber auch zur Hoffnung. Felix verließ die Indianer und suchte seine Landsleute auf. Es gelang ihm, nicht ohne Mühsal, zu ihnen kommen. Mit welchem Jubel schloß Louis den todt geglaubten, vielbeweinten Freund in seine Arme. Aber er fand ihn ganz verändert. Felix verhellte ihm sein Leiden; Louis hätte ihn nicht verstanden. Er wollte sich nach Frankreich einschiffen; doch Louis ließ ihn nicht, er verlangte von ihm, als den letzten Beweis seiner Liebe nur vier Wochen seines Umganges noch zu genießen. Felix blieb, er folgte dem Freunde in die Schlacht und in seiner Vertheidigung verlor er seine linke Hand. „Ach," schreit

er, „ich hätte verdient, beide zu verlieren; aber der Herr wollte mir eine Hand lassen, auf daß ich meine Thränen trocknen könnte.“ Als Felix geheilt war, hielt ihn nichts mehr auf; er eilte nach Frankreich, verkaufte dort seine Güter, gab den größten Theil den Armen, und machte Stiftungen für die Kirchen und zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes. — Er eilte nach Rom, um an dem Grabe der Apostelfürsten sein Verbrechen zu bekennen und Lossprechung zu erhalten. Eine schwere Buße wurde ihm auferlegt. Er fand sie seinem Gefühle nach zu leicht. In einem Kloster der Reue und der Buße zu leben, dieß wäre überschwengliche Wohlthat für ihn gewesen, er glaubte anders büssen zu müssen. — Er verkaufte das Letzte was er hatte; zog ein Bettlerkeid an und wanderte, seinen Namen ablegend, nach Deutschland. Was seinem Gefühle am härtesten und schmerzlichsten schien, das legte er sich auf. Für sein stolzes Herz, das gewohnt war, zu geben und sich keinen Wunsch zu versagen, den Gold gewähren kann, mußte es wohl schwer, recht schwer seyn, zu betteln. — Er bettelte bis an sein Ende. Er versagte sich bis zum Sterbebette den Genuß des Allerheiligsten, obwohl es ihm nicht verboten war, dem Tische des Herrn zu nahen. — Dieß war sein größtes Leiden, und seine Seele drohte vor Sehnsucht nach der himmlischen Speise zu verschmachten. — In Deutschland wollte er nur seiner Buße und der Verehrung des Allerheiligsten Sakramentes leben. Darum zog er in eine Stadt, deren Bewohner größtentheils Lutheraner waren und in ihren Begriffen das Heiligste mißkannten. Dort wollte er das heiligste Sakrament verehren, wo es am meisten verachtet wurde. Seine Sünde und Buße erklärt sein ganzes Leben. Welche

Stärke des Gemüthes, welche Kraft des Willens, endlich auch welche Gnade des Herrn gehörte dazu, so auszuharren, so zu büßen, so zu sterben! Ruhe seiner Asche! Ein schöner Grabstein, welchen Gottfried und Leopold ihrem Wohlthäter setzten, schmückt seine Stätte.

IV.

Das Wiedersehen.

(Anekdote).

Schmerzlich ist es für jedes fühlende Herz, in Feindschaft mit Menschen zu leben, die sich auf keine Weise wollen versöhnen lassen, und Beleidigungen nie vergessen können; noch schmerzlicher aber ist es, mit dem Gefühle, von solchen Menschen angefeindet und gehaßt zu seyn, aus dem Leben zu scheiden.

In einem Dorfe des südlichen Frankreichs lebten zwei Schwestern an Bauern verehelicht, deren Höfe nur eine kleine Viertelstunde von einander entfernt waren. — Zwischen Marien und Rosalien, so hießen die Schwestern, hatte schon in früher Jugend Abneigung geherrscht; diese war noch mehr gestiegen, als Marie, die jüngere, zuerst geheirathet hatte und von der sterbenden Mutter mit besonderer Liebe im Testamente bedacht worden war. Auch Rosalie verehelichte sich mit einem Bauern, der ganz in der Nähe Mariens seinen Hof hatte. Dieser Bauer und Mariens Gatte hatten schon seit langem mit einander über ein Stück Wiese gestritten, doch sich güt-

lich mit einander verglichen. Rosalie fachte den Streit auf das neue an, und die Folge davon war, daß Mariens Gatte der alleinige Herr der Wiese durch richterlichen Ausspruch wurde. Von dieser Zeit an brach Rosalie allen Umgang mit der Schwester ab. Alle Versuche, sie zu versöhnen, scheiterten an Rosaliens trotzigem, unversöhnlichem Gemüthe. Da erkrankte Marie bis zum Sterben. Sehnsüchtig wünschte sie sich mit der Schwester auszusöhnen; aber Rosalie konnte durch keine Bitten und Vorstellungen bewogen werden, die kranke Schwester zu besuchen. Die Betrübniß hierüber beschleunigte Mariens Tod. Sterbend rief sie aus: „Sie muß mich sehen! sie muß mich doch sehen!"

In dieser Gegend ist es Sitte, die Leichen, zumal wenn die Pfarrkirche weit entfernt ist, zur Begräbniß zu fahren. Auch Mariens Leichnam wurde auf einem schön geschmückten mit zwei schwarzen Pferden bespannten Trauerwagen gesetzt. — Aber die Pferde, jung und muthig, gingen durch, warfen den Knecht ab und eilten wie wüthend den Berg hinab, auf den Hof Rosaliens. Dort stürzten sie durch das offene Thor in den Hofraum und warfen um, daß der Sarg herabgeworfen wurde, der schlecht verwahrte Deckel desselben aufsprang und herabfiel. Rosalie eilte bestürzt aus dem Zimmer heraus und sah ihre Schwester kalt, starr, den Todtenkranz auf dem Haupte, vor ihrer Schwelle liegen. Da stürzte sie ohnmächtig zusammen; den dritten Tag war auch sie eine Leiche, doch ruht sie nicht in geweihter Erde.

V.

Deodats Prüfungen.

1.

Am Abende des Portiunkulatages im Jahre 1421 verließ ein Jüngling von edlem Anstande und sittiger Geberde die herrliche Kirche des Klosters Waldsassen. Langsam und sinnend schritt er durch die dichten Forsten, welche das Kloster umgaben, seiner Heimath zu. Er hatte gebeichtet, auf seinem Antlitze lag reuige Demuth, aber auch jene innige stille Freude, die jedes Menschenherz nach aufrichtig abgelegter Beicht in der Hoffnung mit Gott dem Herrn versöhnt zu seyn empfindet. Von Zeit zu Zeit stand er sinnend still, er mochte vielleicht in seinem Herzen die Buße und die Lehren des Beichtvaters erwägen. — „Leiden, leiden nicht blos für mich, sondern auch für Andere,“ sprach der Jüngling leise vor sich hin, wie der fromme Pater Anton meinte; „gut machen, nicht blos meine Fehler und Sünden, sondern auch die Sünden des Nächsten.“ Eine harte Aufgabe! „Meint

ja jeder Mensch, er habe des Leidens und der Drangsale genug und trage die schwerste Last! Gewiß, es war kein kleines Leiden für mein Herz, als man vor zwei Jahren den Vater im Walde erschlagen fand, und die Mutter nach drei Monaten vor Kummer darüber ins Grab sank! Gott sey meinem armen Vater gnädig!" — seufzte er — „und auch seinem Mörder!" fuhr er nach einer langen, schmerzlichen Pause fort, „möge es der nicht seyn, den sie dafür halten! Dem Herrn seys aufgeopfert, ich habe ihm verziehen, wie die Mutter am Sterbebette."

Im stillen Selbstgespräche war der Jüngling bei einer großen, vom Sturme entwurzelten und zu Boden geworfenen Eiche angelangt. Ermüdet durch des Tages Hitze setzte er sich auf den gewaltigen Stamm. Sinnend blickte sein Auge in die Wälder von Eichen, Tannen und Fichten, die in frischem, grünenden Laube sich vor ihm entfalteten und in neigender Größe und in erblassenden Farben allmählig ins Dunkle und Unscheinbare verloren. „Kommt mir doch jede Tanne wie ein Kreuz vor mit der weißen Farbe der Unschuld und dem blühenden Grün der Hoffnung," sprach er vor sich, „wo wird aber das Bäumlein für mein Kreuz gewachsen seyn? Ob es von hartem oder weichem Holze seyn wird? Leiden, nicht blos für mich, sondern auch für Andere," begann er sinnend nach einer langen Pause; „gut machen nicht allein meine Sünden, sondern auch die Sünden der Andern? Vater Anton, meinst du, ich kann es? Freilich, Gott seys gedankt, von schweren Sünden darf ich mich wohl rein glauben! Was spreche ich? Ich rein von schweren Sünden? Das weiß nur Gott, der Herz und Nieren prüft! Herz, mein Herz, sey nicht übermüthig, sondern gieb Gott die Ehre und den Dank,"

rief er, fast erschrocken; und demüthig schlug er an seine Brust, leise betend: „mea culpa, mea maxima culpa!“ Eine seltene Beklommenheit schien jetzt sein Herz zu erfassen. „Was wäre wohl schöner, als leiden für Andere, nach dem Beispiel des Herrn? Was wohl edler, als die Sünden der Andern tragen und ihre Fehler gut machen? O wer es könnte!“ seufzte er tief aufathmend, als fühlte er seine gänzliche Ohnmacht. „Ja Vater im Himmel,“ flehte er und hob das fromme Auge himmelwärts, „wenn es dein heiligster Wille ist, gern, gern. Mit Freuden will ich leiden zu Deiner Ehre, für das Heil meiner Brüder, wenn ich nur für meine Sünden genug gelitten habe, für meine Sünden! O Vater gieb mir die Kraft, für Andere zu leiden! Gieb mir die Gnade, die Sünden und die Fehler der Andern gut zu machen, und sie zu wenden zu Deiner Ehre und zu ihrem Heile. Ja, Vater! ich will leiden,“ betheuerte er; „wer mir seine Leiden und Schmerzen klagt, dem will ich helfen, wie ich kann; ich will sein Leiden tragen, als wäre es das meine; ich will seine Fehler ansehen, als wie die meinen, und seine Sünden gut machen aus allen Kräften; zu Deiner Ehre,“ setzte er demüthig bei; „nur Deinen Segen Vater, und Deine Fürsprache, Mutter Maria!“

Jetzt wurde es ihm leichter; die Beklommenheit seines Herzens schwand; eine wundersame Freude kehrte ein in seine Seele; eine innere Stimme flüsterte ihm zu, daß seine Bitte erhört würde. — Getröstet wollte sich der Jüngling erheben, als es in den Blättern rauschte und eine hohe, schlanke Mannesgestalt aus den Büschen und Sträuchern heraustrat. Der Mann, ärmlich gekleidet und einen derben Knotenstock in der Hand, zuckte

bei dem Anblick des Jünglings zusammen; und auch dieser konnte sichtbar seine Ueberraschung nicht verbergen. Beide sahen sich einige Augenblicke schweigend an. „Warst du im Kloster, Deodat?" begann jetzt der Mann, sich fassend und das peinliche Schweigen brechend. „Ja," erwiederte der Jüngling; „ich beichtete und hörte für meinen Vater die heilige Messe; vielleicht weißt du noch, Kuno, daß er gerade heute vor zwei Jahren im Walde erschlagen wurde!" „Ich habe es noch nicht vergessen," sprach der Mann stille und eine tiefe Blässe überzog die gefurchten Wangen; „ich habe auch für ihn auf meinem Wege nach Mitterteich einen Rosenkranz gebetet." — „Gott lohn' es dir," dankte Deodat; „du warst in Mitterteich, was bringst du Gutes heim?" „Des Guten nichts, des Bösen viel," sprach düster der Gefragte; „ich suchte Nachsicht und Barmherzigkeit beim Gerichte und bei meinen Gläubigern, und habe sie nicht gefunden; morgen über acht Tage wird mein Gütlein verkauft, wenn ich nicht Geld bringe oder Bürgschaft stelle. Wo ich aber für mein Weib und meine Kinder Obdach und Nahrung finde — das kümmert die gestrengen Herren wenig," sagte er bitter, und wilder Grimm verzerrte die Züge seines Gesichtes. „Würden dir nicht die Klosterherrn Geld vorstrecken in deiner Bedrängniß?" meinte Deodat. „Jetzt nimmer, ich bin ihnen zu oft gekommen; drei Metzen Korn war Alles, was ich das letztemal erhielt; du weißt ja, wie mich die Leute überall als einen schlechten Hauser austragen." — „Könnte dir vielleicht Bürgschaft helfen?" — „Freilich," meinte Kuno; „doch wer möchte wohl für mich Bürge seyn wollen?" „Ich," versicherte Deodat, „wenn anders du und deine Gläubiger mich als solchen annehmen wollen."

„Du, Deodat, du willst Bürgschaft leisten, und für mich?“ rief Kuno auf das Höchste überrascht, „weißt du denn nicht, was die Leute von mir sagen?“ — „Ich weiß es,“ versetzte der Jüngling traurig, „aber ich glaube, es ist nicht wahr; nicht wahr Kuno, du hast meinen Vater nicht ums Leben gebracht?“ Kuno stand bei diesen Worten still und schaute starr in Deodats dunkle, thränenfeuchte Augen; seine Brust athmete heftig; krampfhaft drückte er die Hand gegen sein Herz, als wollte er einen ungeheuern Schmerz zurückdrängen. „Nein, Deodat,“ betheuerte er, „ich hab' ihn nicht gemordet!“ seine blassen Wangen färbten sich bei diesen Worten mit dunkler Röthe und seine Hände zitterten fieberhaft. Deodat schaute voll Mitleiden auf Kuno und sprach beruhigend und tröstend zu ihm. Aber Kuno schüttelte leise das ergrauende Haupt, als wollte er die dargebotenen Tröstungen zurückweisen; vor seinen starren Augen schien ein anderes Bild zu schweben; stumm und still schritt er neben Deodat fort. —

So waren die beiden, von verschiedenen, doch wohl gleich schmerzlichen Empfindungen bewegt, an das Ende des Waldes gekommen. In Purpurpracht strahlte ihnen die untergehende Sonne entgegen; in ihrem Lichte zeigte sich noch schärfer und deutlicher, als in der Dämmerung des Waldes, das Abstechende der beiden Gestalten. Deodat war etwa zwanzig Jahre alt; auf dem lieblichen von braunen Locken umflossenen Antlitze strahlte die frische Röthe der Gesundheit; in seinen Augen glänzte Unschuld und Hoffnung; sein Wuchs war mittelmäßig groß; seine Glieder konnten fast zart genannt werden. Ein bis an die Knie reichender Jagdrock umschloß den schlanken Leib und war um die Lenden mit

einem Gürtel befestigt, an welchem ein Jagdmesser mit silbernem Griff hieng; das Lockenhaupt zierte ein graues Hütlein mit flatternden Reiherfedern. Neben Deodats jugendlich sanfter Bildung gewährte Kuno's gewaltige Gestalt einen eigenthümlichen Anblick. Seine Größe überschritt das gewöhnliche Maaß und konnte fast riesenhaft genannt werden; langes buschiges Haar flatterte um sein Gesicht, dessen bleiche, düstere Züge mit den tiefliegenden, funkelnden Augen unheimlich anzuschauen waren. Seine langen, hagern Glieder bedeckte ein grauer, abgeschossener Mantel; auf dem Haupte trug er eine schwarze Mütze von Wolle; an der Hand führte er einen Knotenstock, den er in seiner Unruhe öfter hin und her schwang. —

„Kuno," brach jetzt Deodat das peinliche Schweigen, „ich biete dir nochmals meine Bürgschaft an. Geld habe ich nicht; mein Gütlein ist zwar klein, doch schuldenfrei." „Ich nehme an, was du mir so freundlich reichest," versetzte dieser in tiefer Rührung, „Gott dank' es dir, daß ich nicht ohne Trost am Krankenlager meines Weibes erscheinen darf; ich werde es dir nicht vergessen, daß du mich in einer Stunde getröstet hast, wo mich Noth und Elend fast zur Verzweiflung getrieben hätten." Darauf verabredeten sie, an welchem Tage sie beim Richter erscheinen und die Gläubiger zufrieden stellen wollten. Sie schieden mit herzlichen Grüßen. Deodat schob in Kuno's Tasche ein großes Stück Fleisch und Kuchen, ein Geschenk des Pater Anton. — „Für deine Kinder, Kuno!" Dieser dankte und drückte gerührt des Jünglings Rechte. Eine Thräne rann über seine Wangen. „Deodat, du bist mir heute ein größerer Wohlthäter gewesen, als du selber glaubst! — und doch ist dein Vater" — Bei diesen

Worten zuckte Kuno zusammen, rasch floh er über die Felder seiner Hütte zu, die in der Nähe, in dichten Büschen und Sträuchern vergraben lag. —

Erstaunt blieb Deodat stehen und schaute dem Fliehenden nachdenklich nach. „Du bist mir heut ein größerer Wohlthäter gewesen, als du selber glaubst — und doch ist dein Vater — Wie soll ich dieß verstehen?" sprach er stille; „warum sprach er das Wort nicht aus? Die Leute halten ihn allgemein für den Mörder meines Vaters. — Gott gebe ihm die ewige Ruhe! — Beweisen hat man dem Kuno nichts können! Hat er mir doch gerade selber versichert und bei Gott geschworen, er sey es nicht! Wann wird es der Herr offenbaren?" Sinnend stieg er in das Thal hinab, wo sein Häuslein lag. Seine Hunde sprangen ihm schmeichelnd entgegen, als er in die kleine doch reinliche Stube trat. Deodat wehrte die Ungestümmen freundlich ab, zündete sich ein Licht an, setzte sich an den eichenen Tisch und gab sich seinen Gedanken hin. Eine schmerzliche Unruhe befiel ihn, und bange Ahnungen stiegen in ihm auf. Er hatte dem Herrn gelobt, für Andere zu leiden und ihre Sünden gut zu machen; und sieh, er war vielleicht früher, als er geahnet, erhört worden. Sein frommes Gemüth entdeckte in dem heutigen Zusammentreffen mit Kuno eine besondere Fügung Gottes. Und Kuno war nach der Meinung des Volkes der Mörder seines Vaters! Für diesen armen, schuldbelasteten Kuno war er bereits als Bürge eingestanden mit seinem zeitlichen Vermögen. Sollte er auch noch Theil nehmen müssen an dessen Seelenleiden? Gewiß war es, daß Kuno's Gemüth von tiefem Kummer gequält wurde; mehr als wahrscheinlich dahin schien selbst sein letztes räthselhaftes Wort

zu deuten, daß er von des Vaters Tode mehr wisse, als er sage. Solche Betrachtungen beunruhigten Deodats Seele mit schmerzlichen Gefühlen. Doch sein frommes Gemüth überwand die Last der Zweifel und der Bangigkeit. Er beschloß, sich von Kuno und seinem Geschicke nimmer zu trennen, sondern sein Leid und seine Sünden zu tragen, wie die seinigen, wenn er es anders vermöchte. Darum flehte er, demüthigen Herzens um den himmlischen Segen. Er beschloß, sich Morgens dem Pater Anton zu entdecken und von ihm Rath und Hülfe sich zu erholen. —

2.

Deodats Vater, Rupert, war Förster im Dienste des Klosters zu Waldsassen gewesen. Ihn hatten Fleiß und Sparsamkeit in den Stand gesetzt, ein freieigenes Gütlein zu kaufen, wo er sich mit Weib und Kind redlich nähren konnte. Deodat — sein Sohn — wurde von ihm und der Mutter christlich erzogen. Frühzeitig sandte ihn der Vater in die Schule des Klosters, wo besonders Pater Anton den fleißigen und frommen Knaben lieb gewann. Doch nur wenige Jahre genoß Deodat seines Unterrichtes; der Vater erkrankte, und nun mußte Deodat statt seiner den Wald besuchen und das Wildpret für das Kloster schießen. Deodat that es mit Geduld, ja mit Eifer, obwohl er weit lieber die Feder statt der Armbrust, und die Bücher statt der Waidtasche ergriffen hätte. Vater Rupert stand nach zweijähriger Krankheit wieder auf; allein er schien nur genesen um zu sterben. Nach zwei Monaten fand man ihn, unweit der Heerstraße, die von Eger nach Waldsassen führt, ermordet

im Gebüsche; ein gräßlicher Hieb hatte ihm das Haupt zerspaltet; ein anderer hatte ihm den Arm zerbrochen. Alles schob die Schuld auf Ruperts Nachbarn, Kuno, einen landfremden Menschen, der sich etwa vor 8 Jahren daselbst angekauft hatte. Er und Rupert waren oft in Streit und Zank gekommen; Kuno hatte sich Holzfrevels und Wilddieberei verdächtig gemacht, ohne jedoch dessen überführt werden zu können. Auch schien es, als hätten die Leute nicht so ganz Unrecht; Kuno wurde nach Ruperts Tode schwermüthig und düster; man zog ihn ein; allein er wurde wieder freigelassen, da man ihm nichts beweisen konnte und er standhaft läugnete; doch fortdauernd blieb er des Mordes verdächtig. —

Ruperts trauriges Ende betrübte Margarethe, die treue Gattin so sehr, daß sie nach drei Monaten des Schmerzens und des Kummers starb. So war jetzt Deodat allein; doch Pater Antons liebende Sorgfalt und sein eigenes frommes Gefühl hielten ihn aufrecht. Die Klosterherrn boten ihm die Försterstelle an, allein Deodat schlug sie aus; mit dem unstäten, lärmenden Jagdleben konnte er sich nicht befreunden, in der Stille und Ruhe fand er seine Lust; er bebaute mit Liebe sein kleines Gütlein, das ihn, der von Kindheit auf an Mäßigkeit gewöhnt war, reichlich nährte. Die Klosterherrn hatten ihm auf Pater Antons Verwenden um eine geringe Summe einen Jagdbogen überlassen, auf daß er, — wie sie sagten — zum Brode auch Fleisch hätte. Im Innern von Deodats Herzen aber lebte still und verborgen das Verlangen, in der Einsamkeit eines Klosters Gott dem Herrn zu dienen und für das Heil seiner Eltern zu beten. Aber Pater Anton, dem er es vertraute, mahnte ihn zu warten. Mit Freuden sah er

in seinem Deodat die Blüthe der Gottseligkeit mehr und mehr gedeihen, aber er hielt sie noch nicht für reif genug, um in den Mauern des Klosters zur vollendeten Frucht zu werden. Er war der Meinung, der Mensch müsse auf einem doppelten Kampfplatz um die Palme streiten, kämpfen in den Gewühlen der Welt, dann erst in der Stille des beschaulichen Lebens. Deodat aber hatte den ersten Kampf noch nicht gekämpft; er sollte ihn kämpfen, so wollte und hoffte es Pater Anton von der Vorsehung Gottes, die jeden zum Kampf und zur Prüfung beruft. —

3.

Morgens, des andern Tages ging Deodat ins Kloster, um seinem Freunde und Lehrer das Zusammentreffen mit Kuno mitzutheilen. Da erfuhr er zu seiner Betrübniß, daß Pater Anton in aller Frühe nach Regensburg zum Bischofe in dringenden Geschäften sich habe begeben müssen. Frater Eucherius, der Küchenmeister, welcher immer viele Liebe gegen Deodat bewiesen, brachte ihm Pater Antons Abschiedsgruß. Im Bedürfnisse, sich mitzutheilen, und guten Rath einzuholen, eröffnete der Jüngling dem Frater Eucherius sein Verhältniß mit Kuno. Eucherius, weniger mild als Pater Anton, schalt und sprach viel von jugendlicher Unbesonnenheit und übereilter Gutmüthigkeit. Er rieth ihm die Bürgschaft aufzugeben und sich von Kuno, dem Niemand etwas Gutes nachsage, ehebaldigst zu trennen auf Lebenlang. Deodat hörte dieß mit Betrübniß; er schwieg; aber er wußte, daß Pater Anton anders geredet hätte; in seinem Herzen sprach eine Stimme für Kuno und seine Noth; er beschloß, ihr zu folgen. —

Am Tage des Termines, der für Kuno und seine Gläubiger anberaumt war, erschien dieser mit Deodat. Nicht ohne Erstaunen und Ueberraschung hörten die Richter und die Gläubiger Deodats Anerbieten. Seine Bürgschaft konnte nicht wohl verworfen werden, da sein Gütlein schuldenfrei war; sie wurde angenommen, ja auf Deodats dringendes Bitten schoß man Kuno eine kleine Summe vor, um sein krankes Weib zu pflegen und seinem zerrütteten Hauswesen aufzuhelfen. Mit Dank schieden Kuno und Deodat von dem Richter, der aber kopfschüttelnd und mißtrauisch den Beiden nachsah.

Deodats Handlungsweise schien Allen unerklärbar; die Meisten mißbilligten und schalten des Jünglings Thorheit. Das alte Gerede, als sey Kuno Ruperts Mörder, dauerte noch immer fort und erhob sich bei diesem Anlasse stärker als je. „Kuno ist Ruperts Mörder und sein Sohn leistet Bürgschaft für ihn!“ Dieß gab Allen Anstoß und schadete dem guten Jünglinge sehr in der Meinung des Volkes. Keiner aber blickte in die Tiefe von Deodats liebendem Herzen; keiner kannte die Kämpfe, die es ihm gekostet, ein Opfer für den zu werden, der als Mörder seines Vaters galt, und sich den Vorurtheilen der Welt preis zu geben. Das Gerede und die Muthmaßungen seiner Nachbarn blieben ihm nicht unbekannt, sie thaten ihm wehe; allein sie vermochten nicht, seinen Entschluß zu ändern; er beschloß auf das neue, bei Kuno, den ihm — wie er glaubte — die Vorsehung als Schmerzensbruder zugetheilt hatte, auszuharren, und ihm in seinem Leiden ein Helfer, wo möglich ein Retter zu werden. Darum bat er täglich.—

Fürwahr, es schien auch, als ob Kuno mehr als je eines Helfers bedürfe. Die Freude, sein Gütlein gerettet

zu sehen, dauerte nur kurze Zeit; alsdann stellte sich der alte Trübsinn, die alte Düsterkeit seines Geistes wieder ein und zwar stärker als je. Deodat bot Alles mit herzlicher Liebe auf, ihn zu beruhigen und zu trösten. Dann schien Kuno auch ruhiger zu werden. „Deodat," rief er dann, und Thränen rollten über die bleichen, gefurchten Wangen, „Deodat, du bist mir ein großer Wohlthäter, aber deine Wohlthaten sind ein Stein, der mir das Herz abdrückt; deine Liebe wärmt nicht, sie brennt wie Feuer; du, du bist Ruperts Sohn! O!" — Deodat bat ihn auf das liebevollste und herzlichste, ihm seinen Kummer zu entdecken, der ihn so ängstige und quäle. — Kuno schüttelte düster das Haupt. — „Wärest du der Mörder meines Vaters," betheuerte Deodat in heftiger Bewegung des Gemüthes, „fürchte dich nicht, ich habe dir verziehen, und will bei dir aushalten im Leben und Sterben!" „Bei dem Leiden des Erlösers!" schwur Kuno und streckte die dürre Hand aus — „ich habe den Rupert nicht getödtet — und doch" — er verhüllte sein Antlitz mit den beiden Händen und seufzte tief auf. „Deodat, Deodat," bat er dann, „verlaß mich nie; nicht mich, nicht mein Weib — nicht meine Kinder! Verlaß mich nicht — du wirst noch Alles erfahren, und Barmherzigkeit haben mit dem armen Kuno!" Solche erschütternde Auftritte fielen öfters vor; Kuno betheuerte immer, er sey nicht Ruperts Mörder, allein den Kummer seines Herzens wollte er nicht entdecken; doch schien es gewiß, er wisse um Ruperts Ermordung. Deodat fuhr fort, den Unglücklichen zu trösten und für ihn und seine Familie die ganze Liebe und Barmherzigkeit seines frommen Gemüthes zu zeigen. Er half in der Bestellung des Feldes und in der Fütterung des Viehes;

er pflegte sein krankes Weib Agathe und wartete seiner Kinder. Mit Thränen in den Augen dankte ihm das arme Weib, dessen Stütze er geworden war. Kuno aber wurde mit jedem Tage düsterer und trübsinniger; er ließ alle Arbeit liegen und mied Deodats Nähe. Tag und Nacht schwärmte er herum; zuletzt ergab er sich dem letzten Hülfsmittel der mit Gott und sich zerfallenen Menschen, dem Trunke; er vertrank das Geld, das ihm für sein krankes Weib gegeben war und machte Schulden auf Deodats Namen. Dieser sah mit Schrecken, wie Kuno mehr und mehr sich zum Schlimmern wandte. Er bot Alles auf, um ihn zur Besinnung und Besserung zu bringen; Kuno schien jetzt ganz umgewandelt zu seyn; er war roh und grob und fügte seinem Wohlthäter selbst Mißhandlungen zu. Nur ein Herz, wie Deodat es hatte, das der Liebe und der Barmherzigkeit so voll war, konnte es bei dem Elenden aushalten; aber es wurde ihm von Tag zu Tag schwerer, und oft wollte es ihn gereuen, sich Kuno in dem Grade angenommen zu haben. Er suchte und fand Erleichterung im Gebete. Brünstiger als je empfahl er sich und den Armen der Gnade Gottes. Mit Sehnsucht harrte er auf Pater Antons Rückkehr, von dem er allein Hülfe und Trost erwartete. —

Agathe, Kunos krankes Weib starb, starb nicht ohne Trost; denn Deodat hatte gelobt, nie ihren Mann und ihre Kinder zu verlassen. Ihr Tod machte nur einen vorübergehenden Eindruck auf Kunos Herz, das mehr und mehr verwilderte. Die Folgen seines wüsten Lebens blieben nicht aus; seine Gläubiger klagten auf das neue, ihn und Deodat seinen Bürgen. Nach kurzer Untersuchung wurde entschieden, daß Kunos Gütlein verkauft werden sollte. Dasselbe sollte auch geschehen mit

Deodats Anwesen, da er Bürgschaft geleistet hatte. Dieß war ein harter Schlag! Deodat empfand ihn tief und schmerzlich, obwohl er das Unglück vorausgesehen hatte. Kuno schalt und tobte; mit ihm hatte Niemand Mitleid. Aber gar viele bedauerten Deodat und boten ihm ihre Hülfe zum Rückkauf des Gütleins an. Dasselbe thaten die Klosterherrn; aber Alle setzten als unabänderliche Bedingung, daß Deodat sich von der Gemeinschaft mit dem wüsten, wie von Gott verlassenen, als Mörder ausgeschrieenen Kuno trenne. Diese Bedingung zu erfüllen, war dem Jünglinge nimmer möglich. Er gedachte, was er Gott, der sterbenden Agathe, Kuno und sich selber so oft gelobt hätte. Mit Thränen in den Augen dankte er Allen und lehnte die dargebotene Hülfe ab; er erklärte, mit Kuno und seinen Kindern ins Elend ziehen zu wollen; denn ein heiliges Versprechen verbände sie. Jetzt wurden selbst die Bessern an ihm irre; sie konnten nicht begreifen, wie ein so frommer Jüngling in der Gesellschaft eines Lasterhaften Gefallen finden und Jammer und Elend mit ihm theilen wollte. — Mit gleichem Unwillen wandten sich die Klosterherrn von ihm ab, da alle ihre Mahnungen und Warnungen vergebens waren; sie schalten ihn einen Starrkopf, den man seinem Schicksale überlassen müsse. Von denen mißkannt zu werden, die er so sehr liebte und ehrte, war ihm noch das Schmerzlichste. Er seufzte nach Pater Anton; doch dieser, sein treuer Freund wollte nicht erscheinen. —

4.

Kunos und Deodats Gütlein waren verkauft und sie jetzt ohne Obdach. Auf Deodats Bitten überließen

ihm die Klosterherrn eine hölzerne Hütte, die einst Rupert gebaut, und dem Gewilde des Waldes im Winter zum Aufenthalte gedient hatte. — Dahin, in die Mitte eines dunkeln, tiefen Waldes zog Deodat mit Kuno und dessen Kindern, und mit ihnen Jammer und Noth. — Kunos Düsternheit und Schwermuth nahm zu und machten ihn zu jeder Arbeit unfähig. — Deodat arbeitete mit aller Kraft; er spaltete Holz, trug Wasser und kochte; er sammelte eßbare Kräuter, Wurzeln und Schwämme; er schoß — ein Meister im Treffen — die Raubvögel des Waldes; denn nur diese durfte er nach des Klosters Erlaubniß schießen. — Er mußte Kunos Knaben warten und pflegen, die in der Noth des Lebens erkrankt waren. — Alles, Alles wäre ihm leicht geworden; doch das Herz wurde ihm schwer, wie ein Mühlstein, wenn er auf Kuno sah. Kunos düsteres Leiden der Seele machte auch seinen Körper krank; die Augen sanken ihm immer tiefer und bleicher in die Höhlen, Haar und Bart hingen um sein blasses Gesicht, daß er einem Gespenste ähnlicher sah, als einem Menschen. Des Tages kroch er in allen Schluchten und Löchern des Waldes herum; und des Nachts, wenn Deodat und die Kinder ruhen wollten — da heulte und schrie er, als plagten ihn die höllischen Geister. Jetzt befiel den Elenden eine schauderhafte Krankheit — die Blattern. Die Blatterkranken wurden in jenen Zeiten gefürchtet und behandelt, wie die Aussätzigen bei den Juden. Alles floh sie, alles verließ sie. Deodat erschrack im Innersten seines Herzens. Weniger bekümmert um sich, als um Kuno und seine Kinder, machte er Anzeige beim Kloster, dieses beim Gerichte. Die Klosterherrn gaben ihm voll Mitleiden eine Kuh, Lebensmitteln und Arzneien, und verhießen, einen Geistlichen

zu schicken, sobald es der Kranke verlange. Der Richter aber erschrack; er befahl ihm sogleich umzukehren und die Hütte während Kunos Krankheit auf hundert Schritte nicht zu verlassen, wenn er nicht von den dazu aufgestellten Wächtern wollte niedergeschossen werden. Noch einmal versuchten es Deodats Freunde und Verwandte, ihn zurückzuhalten; sie stellten ihm vor, wie er fürchterlichen Schmerzen und dem fast gewissen Tode sich nutzlos aussetze. Doch Deodat wankte nicht; hart war der Kampf, den er, weniger mit der Liebe zum Leben, als mit der Freundschaft und der Sorgfalt seiner Freunde zu kämpfen hatte. Schmerzvoll riß er sich los; er bereitete sich zum Tode und empfing die heiligen Sacramente; da empfand er wunderbare Stärkung und getröstet trieb er die Kuh zur Hütte, wo Kuno lag und sein Elend. — Kunos Krankheit hatte sich verschlimmert; er lag in Fieberhitze und litt große Schmerzen. Zu seinem Jammer entdeckte Deodat, daß auch die beiden Kinder bereits von den Blattern angesteckt waren. Er gab den Kranken Arzneien und kühlende Tränke; er wartete und pflegte sie mit aller Liebe seines Herzens; aber des andern Tages lagen die beiden Knäblein als Leichen da, bleich und kalt. Kuno geberdete sich wie ein Verzweifelter bei dem Tode seiner Kinder, es schien als ob das letzte Band zerrissen sey, das ihn mit dem Leben verbunden. Oft redete ihm Deodat mit dringenden Worten zu, einem Geistlichen zu beichten; davon aber wollte der Kranke nichts wissen; er könne und wolle jetzt noch nicht sterben, meinte er; er wolle es schon sagen, wenn es Zeit sey. Das Fieber nahm zu. Er redete irre und stieß Worte und Reden aus, die schrecklich und unheimlich zu hören waren. „Bin kein Mörder,“ schrie er oft; „ich hab'

ihn blos am Arm getroffen mit dem Stock — der Heymeran hat's gethan. Heymeran du Mörder! — du Schelm! — du Dieb! Graf, Gräfin, schaut auf! der Kukuk hat Euch ein Ei gelegt; 's ist nicht euer Kind; ich hab's fallen lassen — der Bach hat's weggeschwemmt! Heymeran — du Schelm — Birgitta — du falsche Schwester — hast mich verführt! — Der Müller hat's — der Müller hat's!" — Solche Reden schnitten Deodat durch das Herz, mit Grauen sah er auf den Elenden, den Gewissensangst so schrecklich peinigte. Da näßten gar oft Thränen Deodats mehr und mehr erbleichende Wangen; er fühlte, daß sein Leiden ein schweres war. Wie ganz anders war es noch vor kurzer Zeit! Da hatte er noch ein Gütlein, das ihn erträglich nährte. Freunde und Verwandte liebten und achteten ihn, gingen um mit ihm und trösteten ihn, wann er betrübt war; Gesundheit hatte ihm Kraft und Lebensmuth gegeben — und jetzt, wie hatte sich Alles verändert, verändert jetzt zum Schlimmen! Arm war er jetzt, fast ohne Obdach in einer Hütte, die sonst den Thieren des Waldes zur Wohnung gedient hatte. An dem Nothwendigsten litt er Mangel; hungrig stand er auf und hungrig legte er sich, auf daß die Kranken keine Noth hätten. Verlassen war er jetzt, von allen seinen Freunden und Verwandten getrennt, von den meisten verkannt, von gar Vielen mit Mißtrauen und Argwohn betrachtet! Statt der Gesellschaft liebender, guter Freunde, mußte er allein, abgeschieden, mit einem todtkranken, oft rasenden Menschen leben, der in der Meinung der Welt als Mörder seines Vaters dastand, und dessen Gesellschaft ihm von Tag zu Tag schrecklicher wurde! Seine Wangen erbleichten, der Glanz seiner Augen begann zu erlöschen; er fühlte,

daß er der Ansteckung nicht entgehen würde. Abends dann, wenn er die Kuh von der nahen Weide nach Hause trieb, oder Kräuter zum Tranke sammelte, und Wasser holte, da weckte der sonnige Himmel, die frische Luft und des Waldes freundliches Grün in seinem Herzen ein tiefes Sehnen nach der Welt. Aus den niedern Büschen tauchten die Thürme des Klosters auf, wo seine Freunde lebten, und wohin vielleicht jetzt auch Pater Anton zurückgekehrt war. „O wenn nur er da wäre!“ seufzte er dann, „mir würde Alles leicht werden!“ Sehnsüchtig blickte dann sein Auge dorthin, wo durch den Wald der Weg zur Hütte vom Kloster sich herabschlängelte. In jedem Rauschen der Sträucher, in jedem Schatten einer Gestalt glaubte er den geliebten Freund zu erkennen; aber, ach! es waren die Thiere des Waldes, oder die Knechte des Richters, welche mit gespannter Armbrust drohten; dann eilte er betrübt in seine Hütte und in sein Elend zurück, weinend flehte er dann in den Schmerzen seiner Seele um Erleichterung; oft kam es ihm dann vor, als sey sein Leiden eine Strafe seines Uebermuthes, mit dem er in vermessenem Vertrauen auf seine Kraft, sich von Gott Leiden erbeten. Dieser Gedanke machte ihn traurig, sehr traurig; er verdoppelte dann sein Flehen, und nie blieb die Gnade aus; nach solch' schmerzlichen Kämpfen fühlte er immer eine wundersame Erleichterung; getröstet schlief er ein, starkmüthig und hoffend erwachte er wieder, dem Leiden Christi Alles aufopfernd. Das Leiden beugte ihn wohl, allein niederdrücken konnte es ihn nicht. —

Zu Kunos Schmerzen gesellte sich ein neuer. Das Gift der Blattern warf sich auf die Augen und machte ihn blind. Eine neue Plage für Deodat; doch Kuno

trug es gegen alle Erwartung mit Geduld. Es schien, als ob nach dem Verlust des irdischen Lichtes, desto heller und schöner das himmlische Licht in ihm aufgegangen sey; er zeigte sich jetzt ergeben; er betete fleißig, hörte aufmerksam Deodats Tröstungen und Zusprüche an und bat diesen, ja recht inbrünstig für ihn zu beten — ein Verlangen, das er früher nie geäußert hatte. Welche Freude für Deodat, der in der Nacht seiner Leiden und Schmerzen jetzt einen Strahl der Hoffnung leuchten sah.

5.

„Deodat," rief eines Tages der Blinde, und richtete sich, mit den Händen tappend vom Mooslager auf, „Deodat, bist du da?" „Ja — Kuno — was willst du?" „Höre, Deodat," fuhr der Blinde fort, „es ist Zeit, daß ich beichte und mich auf das Sterben richte; ich möchte einem tüchtigen Priester beichten, denn meine Beicht ist nicht die eines Knaben! Höre, Deodat, wem beichtest denn du?" „Dem Pater Anton," erwiederte Deodat mit Freude und Betrübniß. — „Den hole mir Deodat, und lieber heut' als morgen, denn der Tod sitzt mir am Genicke!" — „O daß Pater Anton hier wäre," klagte wehmüthig der Jüngling. „Er ist hier mein Sohn!" sprach eine sanfte Stimme. „Hochwürdiger Herr!" rief in höchster Freude der Ueberraschung Deodat, — „seyd Ihr es, Vater, Vater!" Jubelnd umschlang er seine Kniee und küßte seine Hände. „Vater, nach Euch hab' ich geseufzt und geweint," sprach Deodat, und Thränen, in Leid und Freude gemischt, flossen über seine Wangen; „Vater es ist viel Leid über Euer Kind

gekommen!“ — „Ich weiß Alles,“ versetzte der Pater in tiefer Rührung, und sein sanftes Auge schaute mit der innigsten Freude auf den guten Jüngling. „Hab' ich recht gethan?“ fragte Deodat fast furchtsam. „Ja, mein Sohn,“ tröstete freundlich der Greis, „mehr als recht; du hast gehandelt als Christ; selig sind die lieben und barmherzig sind!“ Bei diesen Worten faßte er Deodats Hand und trat mit ihm an Kuno's Lager. Dieser aber schrie: „Geht weg von mir, Hochwürdiger Herr! — mein Athem ist Gift — rührt mich nicht an — es bringt Euch den Tod!“ Doch mit der Ruhe und dem Muthe eines Priesters, der tausendmal dem Tode am Krankenlager ins Auge geschaut, trat Pater Anton zu ihm. — Seine Tröstungen und Zusprüche aus einem Gott begeisterten Herzen entflossen, erschütterten Kunos sündenvolles Herz. Er weinte bitterlich. „Hochwürdiger Herr,“ flehte er, „habt die Gnade, kommt morgen zu mir und hört mich Beicht; denn ich habe viel zu beichten und heute ist mein Herz der Unruhe und des Schreckens voll. — Kommt Morgen, um Gotteswillen!“ Freudig versprach es der Pater, und nach herzlichen Tröstungen schied er von dem Kranken. Deodat begleitete so weit er durfte den Pater. Seine Leiden und Schmerzen, seine Sorgen und Kümmernisse schüttete er aus in das treue, liebende Herz seines Freundes. Wie leicht und wie wohl wurde ihm jetzt! Pater Anton tröstete und ermuthigte ihn und wies hin auf das Leiden der Unschuld selber. Er billigte Deodats Handlungsweise und pries ihn glücklich, daß der Herr so frühzeitig ihn in die Schule der Leiden genommen hätte; denn nur so werde er würdig, dem Herrn als Priester zu dienen; nur so könne er, in Leiden geprüft, der leidenden Menschheit

ein Tröster und Helfer werden. — „Vater, klagte schmerzlich der Jüngling, diese Würde wird mich nicht beglücken, meine Gesundheit wankt, ich werde der tödtlichen Krankheit nicht entgehen!“ „Nein, Deodat,“ rief feyerlich der Greis und heftete lange das ernste Auge auf das bleiche Antlitz des Jünglings, „du wirst nicht sterben! es ahnet mir, daß dieß nur deiner Leiden Anfang ist; auf Kunos Herzen lastet eine schwere Schuld! Ob der Herr dich nicht berufen hat, sie zu tragen?“ Deodat seufzte tief auf. „Wie es sein heiligster Wille ist,“ sprach ergeben der Jüngling und wandte demüthig das fromme Auge zum Himmel, „Alles zu Seiner Ehre, Alles mit Seiner Gnade.“ Mit freudiger Rührung blickte der Pater auf den Jüngling, dessen sanftes Antlitz das milde Licht der Demuth und der Opferung so lieblich verschönte. Segnend legte er die zitternde Hand auf Deodats Haupt. Dieser küßte sie. „Betet für euern Sohn,“ flehte er, „auf daß er tragen könne, was ihm der Herr auferlegt.“ —

Als Deodat in seine Hütte zurückkehrte, fand er Kuno schlafend. „Der Schlaf, der Bruder, oft der Vorbote des Todes,“ sprach er leise und betrübt, besprengte den Schlafenden mit Weihwasser und legte sich, nachdem er für ihn und sich andächtig gebetet, an seine Seite zur Ruhe nieder. —

7.

Des andern Tages weckte ihn Kunos Rufen; er verlangte zu trinken, ein heftiger Durst quälte ihn. Gar oft fragte er, ob Pater Anton noch nicht gekommen sey. Deodat tröstete ihn und betete mit ihm, bis der ersehnte

Pater kam. Mit inniger Liebe begrüßte er den Jüngling und nahte sich tröstend dem Bette des Kranken, den er heute bedeutend schlechter fand. Kuno faltete die Hände und hob das erloschene Auge zum Himmel. „O Jesu, sey mir Sünder gnädig,“ stammelte er; „habt Barmherzigkeit mit mir, Hochwürdiger Herr, und hört an, was ein großer Sünder bekennen will, und erledigt mich von Sünden und Strafen!“ Deodat verließ jetzt die Hütte, und betete vor einer Eiche knieend, in welche das Bild des Gekreuzigten geschnitten war, für Kunos Heil. Aber nicht lange hatte er da gebetet, als Pater Anton ihn wieder in die Hütte rief. „Kuno verlangt deine Gegenwart bei dem, was er jetzt bekennen will. Sey starkmüthig, sey ein Christ!“ „Deodat,“ bat jetzt der Kranke und streckte die abgemagerten Arme sehnsüchtig nach ihm aus, „komm her und merke jetzt wohl auf. Ich will dir erzählen, wie es zugegangen hat mit dem Morde deines Vaters.“ — Deodat zuckte erschrocken und schmerzlich zusammen. „Deodat,“ fuhr Kuno fort, „sey barmherzig, unterbrich mich nicht; denn ich habe nicht viel Zeit mehr, es geht mit mir zu Ende!“ — Kuno seufzte tief auf und hob an:

„Ich muß noch einmal von vorne anfangen und erzählen, was ich Euch, Hochwürdiger Pater, bereits gesagt habe; es ist mir ein großer Schmerz, wenn ich meine Sünden und Schande noch einmal erzählen soll; aber Deodat muß es wissen, damit er es begreifen kann, wie Alles gekommen ist. Macht Gebrauch von dem, was ich Euch sage, wie Ihr es für gut haltet!“ —

„Ich bin von Geburt ein Böhme, meine Eltern starben, als ich acht und meine einzige Schwester Birgitta

drei Jahre alt waren. Man trennte uns; Birgitta kam zu einer alten Base, ich aber wuchs bei einem Bauern auf, der mir wohl Schläge genug, allein des Brodes nur wenig gab. Der Schläge und des Hungers müde, entlief ich und trieb mich bald als Bettler, bald als Knecht und Jäger herum. Ich führte viele Jahre ein armseliges, aber auch ein lüderliches Leben, Ihr wißt es, Hochwürdiger Herr! — Mittlerweile hörte ich, daß meine Schwester als Kindsmagd bei einer reichen und mächtigen Herrschaft in Böhmen in Wohlleben und Ueberfluß lebe. Ich suchte sie auf, sie hatte eine große Freude, wir hatten uns seit 15 Jahren nicht gesehen; ihr Bitten verschaffte mir bei dem Grafen Meinhard — so hieß ihr Herr — einen Platz als Knecht. Da hatte ich es recht gut. Zwar war der Graf sehr strenge und jähzornig; allein seine Gemahlin, ein deutsches Fräulein vom Rheine — war die Güte und Barmherzigkeit selber und ließ ihre Dienstboten an Nichts Noth leiden. Meine Schwester galt gar viel bei der Gräfin; ihr war das einzige Kind der Herrschaft — ein Mädchen von einem Jahre anvertraut — an dem besonders der Graf mit aller Liebe und Zärtlichkeit hing. Der Graf hingegen schenkte sein Zutrauen dem Hausmeister, Heymeran mit Namens, — einem geschickten aber schlauen und stolzen Manne. Bald sah ich, daß zwischen meiner Schwester und dem Heymeran ein vertrauter Umgang statt fand. Auf mein Befragen gestand mir Birgitta Alles. Sie wollten heirathen, und dieß war um so nothwendiger, als Birgitta bereits zum Falle gekommen und vor einem Jahre ein Mädchen geboren hatte. Das durfte die Gräfin, die Alles auf Zucht und Ehrbarkeit hielt, nicht erfahren; sie hätte ihr gewiß ihre Gnade entzogen. Birgitta hatte deßhalb

ihr Kind einem Bauernweibe in der Nähe des Schlosses zur Ernährung übergeben.“ —

„Ich war ein halbes Jahr im Schlosse, als der Graf und die Gräfin nach dem Rheine abreisen mußten, um den sterbenden Vater zu besuchen. Diese Reise war für beide hart und besonders für die Gräfin schmerzlich. Diese konnte sich von ihrem Töchterlein gar nicht trennen. Es mitzunehmen, trauten sie nicht, denn die Reise war weit, und das Kind litt an Zähnen. Noch sehe ich es, wie die edle Frau weinend das Kind ans Herz drückte, und mit gefalteten Händen und den glänzendsten Versprechungen Birgitta bat, ja auf ihr einziges Kind acht zu geben. — Der Graf band ihr das Kind mit den ernstesten Worten auf die Seele und drohte, daß ihr Leben für des Kindes Leben haften müsse. — Weinend versprach Birgitta Alles.“

„Wir lebten nach der Abreise der Herrschaft vergnügte Tage, Heymeran und Birgitta ließen sich und mir nichts abgehen. Die Beiden beschlossen, die Herrschaft bei ihrer Rückkunft um Einwilligung zu ihrer Heirath zu bitten; sie zweifelten nicht an Gewährung, wenn Birgitta das Kindlein frisch und wohlgemuth in den Arm des Grafen legen würde. Aber es kam ganz anders. Ich war es, der durch seine Unvorsichtigkeit Sünde und Elend über so Viele bringen mußte.“

Kuno schwieg jetzt, die Anstrengung hatte ihn erschöpft; Deodat flößte ihm Wein ein, den der Pater mitgebracht hatte. Nach einiger Zeit fuhr der Kranke langsam und mit Unterbrechung weiter:

„Es war um Galli, da saßen ich und Birgitta Abends auf der Altane; von da hatte man eine herrliche Aussicht auf die Berge und ein tiefer Bach floß vorbei. —

Birgitta hatte die kleine Mathilde auf dem Arme und scherzte und lachte mit ihr. Da rief Heymeran auf der Stiege: „Birgitta komm, komm schnell und hilf mir, ich habe mich geschnitten.“ Birgitta gab mir das Kind, lief fort und glitschte, und fiel. Ich eilte sie aufzuheben, ließ aber dabei das Kind fallen, daß es hinabstürzte über die Altane in den Graben. Birgitta sah das entsetzliche Unglück und schrie laut auf. Ich stand starr vor Schrecken und schaute entsetzt hinab in den Bach. Heymeran eilte auf das Geschrei herbei und errieth bald, wie er das Kind nicht sah, aber uns beide starr und todtenbleich, das schreckliche Unglück. Wir ließen die halb todte Birgitta liegen und eilten in den Graben. Dort suchten wir mit Lebensgefahr; der Bach war hier felsig und sein Wasser tief und reißend; wir fanden nichts, als ein paar frische Blutstropfen, die uns das schreckliche Unglück verkündigten. Mit stillem Entsetzen kehrten wir ins Schloß zurück; Birgitta kam uns händeringend und verzweifelnd entgegen. Ich wollte mich sogleich flüchten, allein Heymeran ließ es nicht zu. Er schlug Birgitten vor, ihr eigenes Kind, das von gleichem Alter, gleicher Größe und derselben Farbe der Augen und des Haares war, für Mathilden auszugeben; Birgitte willigte in der Angst ihres Herzens gerne, vielleicht mit Freuden ein, da ja ihre Tochter die Erbin des reichen Grafen werden sollte. Nur eines konnte verdächtig erscheinen. Das Töchterlein des Grafen trug eine Schnur von schwarzen Haaren, woran unten ein goldenes Herzlein hing. Diese Schnur hielt der Graf in höchsten Ehren und glaubte, so lange das Kind die Schnur trüge, könne ihm nichts Böses widerfahren. Diese Schnur ließ der schlaue Heymeran zu Prag nachmachen. Ich aber mußte

ihm einen fürchterlichen Eid schwören, nie etwas, selbst am Todtbette zu bekennen. Ich habe den Schwur nur zu treu gehalten. Nur die Angst vor dem Tode und vor der Hölle konnte mir das Geständniß des schrecklichen Betruges herauspressen!“ —

„Nach einem halben Jahre kehrten der Graf und die Gräfin zurück. — Mir schnitt es wie ein Schwert durch das Herz, als ich sah, mit welcher Zärtlichkeit sie ihr vermeintliches Kind herzten. Birgitta und Heymeran wurden mit Belohnungen überhäuft und durften sich heirathen. — Mir aber wurde das Leben im Schlosse mit jedem Tag zuwiderer; mein Gewissen mahnte mich unaufhörlich, den Betrug zu entdecken; ich wurde trübsinnig und traurig; da verließ ich, trotz des Ueberflusses das Schloß, und meinte mir anderwärts Ruhe zu holen. Birgitta und Heymeran sahen dieß nicht ungern; sie unterstützten mich reichlich; nochmals mußte ich den Eid schwören. Dann zog ich in die Fremde. Nach vielen Unglücksfällen kam ich hieher, kaufte mir ein Gütlein und nahm ein Weib, aber der Segen Gottes war nicht mit mir.“

„Um die alte Unruhe meines Herzens zu erleichtern, reiste ich nach meiner Heimath, und kam nach Prag, da firmte gerade der Erzbischof; ich ging in die Domkirche, um der Feierlichkeit beizuwohnen, und kam — gewiß war es Gottes Fügung — neben einem Manne zu stehen, der an der Hand ein siebenjähriges Mädchen führte. Der Mann war nach der Art der reichen böhmischen Bauern gekleidet und mir ganz unbekannt. Aber desto bekannter kam mir das Gesicht der Kleinen vor. Es war, als ob sie der Gräfin Anna aus dem Gesichte geschnitten wäre. Ich konnte meine Augen nicht davon

abwenden und sah zu meiner größten Ueberraschung aus dem weißen Halskräglein des Kindes die schwarzhärene Schnur sammt dem goldenen Herzlein hervorglänzen. Da regte sich in mir die höchste Freude und das bitterste Leid. Ich wurde blaß und wankte, daß ich mich an einem Pfeiler halten mußte. Der Mann hatte meine starren Blicke bemerkt; sie mochten ihm nicht gefallen; mit Mißtrauen beobachtete er mich und eilte, sobald die heilige Handlung vorbei war, mit dem Kinde aus der Kirche. Ein anderer Mann, sein Knecht wahrscheinlich, folgte ihm. Ich drängte mich durch das Gewühl der Menschen ihnen nach und war nahe daran sie zu erreichen, als ich von dem Knechte des Mannes — vielleicht absichtlich — dergestalt auf den Fuß getreten wurde, daß ich froh seyn mußte, in mein Quartier zurückhinken zu können. Drei Tage suchte ich in Prag herum, suchte überall, und fand den Mann nirgends." —

„Dieser Vorfall schien mir so seltsam, daß ich glaubte, ich müsse ihn dem Heymeran erzählen. Ich suchte ihn auf, traf aber nur Birgitten; Heymeran war mit dem Grafen verreist; Birgitta erschrack und wurde ängstlich. Sie und Heymeran hatten heimlich in der Stille dem Kinde fleißig nachgeforscht, aber nie eine Spur, weder von seinem Leben noch von seinem Tode entdecken können. Wohl konnte es möglich seyn, daß es auf wunderbare Weise gerettet sey und noch lebe. Birgitta meinte zwar, es hätte mich eine falsche Aehnlichkeit getäuscht, allein sie konnte ihre Angst und Kümmerniß nicht verbergen. Sie schickte mich bald fort und band mir auf die Seele, ja meinen Eid zu halten." —

„Einige Monate nachher kam Heymeran in mein Haus. Ich war im Walde und klaubte Holz. Dort

suchte er mich auf und verlangte genau Alles zu wissen, was ich in Prag von dem Manne und dem Kinde gesehen. Wir suchten uns ein stilles, verborgenes Plätzchen aus und dort erzählte ich ihm Alles. Gleichgültig und ohne Unruhe schien er dieß anzuhören; meine Zweifel kamen ihm lächerlich vor. „Und was wäre es denn," rief er, „wenn sie käme, und käme sie in das Gemach der Gräfin, es gibt noch Mittel genug, ihr das Maul zu stopfen; meine Tochter ist jetzt Gräfin und soll es bleiben!" — Ihr Schurken, rief plötzlich eine Stimme — dein Vater, Deodat! — Deodat zuckte zusammen — dein Vater Rupert trat aus den Büschen hervor. Du Schelm, du hast gehorcht, rief Heymeran wüthend, da hast du deinen Lohn! und hieb mit dem Schwerte auf Rupert. — Doch dieser hatte auch sein Schwert gezogen und drang mächtig auf Heymeran ein. Mich hatte der Schrecken und das böse Gewissen ganz starr gemacht. Kuno schrie jetzt Heymeran, der mehr und mehr in die Enge getrieben wurde, Kuno, hilfst du mir denn nicht? Wenn er plaudert, so bist du so gut des Todes, als ich! — Da schlug ich auf Rupert und zerbrach ihm den Arm; in demselben Augenblicke spaltete Heymeran mit einem mächtigen Hieb ihm den Kopf." Deodat schrie auf und ließ das Haupt sinken. Kuno sank erschöpft zurück und rang die Hände. Pater Anton trat tröstend zwischen beide. —

„Deodat, deine Hand," flehte Kuno. Deodat gab sie ihm; Kuno benetzte sie mit Thränen. „Verzeihe mir an Ruperts Statt!" seufzte er. „Rupert zürnt dir nimmer," tröstete wehmüthig Deodat, „er ist im Himmel wo es nur Liebe gibt!" Kuno athmete tief auf, lange und starr sah er vor sich hin; dann raffte er sich auf, und fuhr still und langsam weiter:

„Dieß liegt mir auf dem Herzen; es macht mir das Leben schwer und das Sterben bitter, daß der Graf und die Gräfin ein falsches Kind aufziehen an ihrem Herzen. Der Herr hat mich dafür auch hart gestraft. Nach Ruperts Tod gings immer schlechter; das Weib wurde mir krank und ich kam in Schulden, daß sie mir das Haus verkauften. Weißt du noch Deodat, wie du im Walde bei Waldsassen auf mich trafest? du warst mir ein größerer Wohlthäter, als du glaubtest. Ich kam vom Gericht; ohne Hülfe und Trost war ich; müde der Noth, des Elendes, der Sünde und der Gewissensbisse, wollte ich mich erhängen! Da kamst du, mein Deodat; dein Zuspruch, dein hülfreiches Anerbieten richteten mich wieder auf; ich begann wieder zu hoffen, und glaubte Gott hätte mich nicht ganz verlassen!" Kuno schwieg stille, das Reden kam ihm jetzt immer schwerer an.

„Es wäre vielleicht noch Alles gut gegangen, aber ein neuer Vorfall weckte in mir den alten Trübsinn. Eines Tages ging ich mit Spänen nach Eger auf den Markt; ich verkaufte gut; und trank im Wirthshause beim Thore eine Maß Bier. Neben meiner setzte sich ein Böhme. Ich erkannte in ihm sogleich den Knecht des Mannes, der in der Kirche zu Prag die Kleine zur Firmung geführt hatte. Ich machte mich an ihn und fragte ihn, warum er mich vor drei Jahren zu Prag gar so arg getreten habe. Der Knecht schaute mich verwundert an. Endlich sagte er: Ja, ich besinne mich, es war zu Prag, als der Herr sein Töchterlein zur Firmung geführt hat; das dürft ihr mir nicht in Uebel nehmen; es hat mirs der Herr geschafft; der traute euch nicht und fürchtete euere Zudringlichkeit. — „Es war mir nicht um den Herrn zu thun, sondern um das Kind, das

Mägdlein ist nicht sein Kind; es gehört nicht euerm Herrn, gesteht es nur," sprach ich. Der Knecht schaute mich ganz erstaunt an. „Also weißt du auch schon, was die Leute munkeln? — hab' es oft gehört, es soll sein Kind nicht seyn; gleich sehen thut es keinem, weder ihm noch ihr." Jetzt fragte — ich ihn — um den Namen des Müllers! — Jesu — Maria, schrie jetzt Kuno auf — wie weh thut es mir auf einmal — es erstickt mich — Absolution — Deodat — suche das Kind — beim Müller zu —; er begann zu röcheln; Pater Anton eilte ihm die heilige Oelung zu geben; ein kurzer Seufzer und Kuno hatte die reumüthige Seele ausgehaucht. — „Herr nimm seine Seele auf," flehte Deodat und kniete an Pater Antons Seite, der lange für den Abgeschiedenen betete. „Deodat," begann jetzt der Pater ernst, „du kennst jetzt das schreckliche Geheimniß von Kunos Herzen? Hast du ihm verziehen?" „Ja, Vater," betheuerte der Jüngling, „von ganzem Herzen!" „Hast du auch die Bitte des Sterbenden gehört? Du sollst das Kind suchen! Denkst du sie zu erfüllen?" „Ja Vater," erwiederte Deodat; „wenn mir der Herr die Kraft gibt, gerne will ich das Schwerste dulden und das Aeußerste wagen, um die abgeschiedene Seele zur Ruhe zu bringen und das Kind den Eltern zurück zu geben; aber wie soll ich es anstellen? Ach, warum mußte er sterben, als er den Namen und den Wohnort des Müllers aussprechen wollte. Wie leicht wäre es dann!" „Ehre Gottes Fügung," ermahnte der fromme Greis, „sie hat dem Sterbenden den Mund verschlossen; doch kann sie auch das Verborgene aufdecken; suche mit dem Herrn und du wirst finden! O daß ich dich auf deiner Wanderung

begleiten könnte; aber meine Hände sind schwach und meine Füße zittern!" —

Pater Anton beschloß, die ganze Begebenheit dem Abte vorzutragen und sich mit ihm zu berathen. — Deodat sollte zur Vorsicht noch acht Tage in der Hütte bleiben, dann in das Kloster kommen und das Weitere inne werden. —

7.

Deodat eilte, dem Kuno den letzten Liebesdienst zu erweisen; er wusch ihn, gab ihm das Todtenhemd und begrub ihn. Am letzten der acht Tage wollte er sich zur Ruhe legen, als er Pferdegetrabe und gleich darauf ein heftiges Pochen an der Thüre hörte. Erstaunt machte Deodat auf, und ein hoher, kräftiger Mann trat ein und bat um ein Nachtlager für sich und sein Roß. Deodat sagte es ihm zu, doch stellte er dem Fremdling vor, seine Hütte sey klein und er zu arm, um einen Gast nach Gebühr bewirthen zu können; er erbot sich, den Fremden nach dem Kloster zu führen, wo er Alles in Ueberfluß fände. Der Fremde schlug dieß aus und schützte seine Müdigkeit vor; Speise und Trank führe er selber; nur für sein Roß wünschte er ein Obdach zu erhalten. Deodat führte das müde Pferd in den Kuhstall, wo er es fütterte und zur Noth einstallte, und kehrte dann zu dem Manne zurück. Dieser hatte sich es derweilen bequem gemacht, er hatte seinen Mantel abgelegt, sein großes Schwert abgeschnallt, und zog jetzt eine Flasche Wein und ein großes Stück gebratenes Fleisch hervor, und lud Deodat zu Gaste. Deodat, der schon lange nichts als Wasser und Brod genossen, schlug die Ein=

ladung nicht aus und setzte sich zu dem Manne. Dieser zeigte sich sehr gesprächig; er erzählte, wie er von Franken komme und nach Böhmen reise, wo es jetzt des Huß wegen sehr unruhig zuginge. „Aber wie kommt es," fragte er, „daß ihr, ein noch so junges Blut, in der Einöde hier verkriecht und ein Leben führt, wie ein Klausner?" „Mich zwang die Noth dazu," versicherte Deodat, „ich und mein Gefährte mußten froh seyn, hier ein Unterkommen zu finden." „Wo ist denn euer Gefährte?" fragte der Fremde, „seh ich ihn doch nicht." „Er ist todt," erwiederte traurig Deodat. „Gott gebe ihm die ewige Ruhe," versetzte der Mann; „was war es für ein Landsmann?" — „Kuno war ein Böhme wie ihr." — „Kuno hieß euer Gefährte und ein Böhme," fragte sinnend der Fremde; „dann kenne ich ihn; wir trafen uns einmal in dem Wirthshaus des Klosters und begrüßten uns als Landsleute; eigentlich," fuhr der Mann nachdenklich, nach einer Pause fort — „kennen wir uns schon länger; er diente beim Grafen Meinhard, und dort traf ich ihn gar oft; es war ein verlogener Schelm, dem nicht zu trauen war; er hat noch Alle angeführt." „Von den Todten nur Gutes!" bat Deodat. „Meinethalben, — mir ist es ganz recht, wenn ihr von ihm mehr Gutes wißt als ich; wo ist sein Weib, wo sind seine Kinder?" — „Sie sind alle todt." — „Gut, gut, da sind sie am besten aufgehoben," meinte der Fremde, und konnte eine heimliche Freude nicht verbergen. „Es scheint," sprach jetzt Deodat und schaute mit großer Aufmerksamkeit und Bewegung dem Fremden ins Gesicht, „als kennt ihr Kuno sehr gut; fast möchte ich glauben, ihr wäret Heymeran, sein Schwager!" „Was fällt euch da ein," versetzte der Fremde mürrisch,

und stieß das Glas, welches er eben zum Mund führte, heftig auf den Tisch; „ich bin ein Bürger von Prag und handle mit Weinen und bin keines Herren Knecht.“ „Verzeiht,“ bat Deodat, „ich wollt' euch nicht beleidigen.“ — „Hat Kuno euch vielleicht erzählt von diesem Heymeran, den ich gerade so gut kenne als ihn selber?“ — „Manches, aber nicht Vieles,“ meinte Deodat, der jetzt ahnte, daß Vorsicht und Klugheit hier sprechen müßten. — „Wie starb denn Kuno?“ „Reumüthig, als Christ!“ — „Hat er gebeichtet?“ — „Ja.“ — „Wißt ihr etwas davon, habt ihr nichts von ihm am Krankenbette gehört? Er soll ein großes Verbrechen begangen haben?“ — „Davon werdet ihr wohl mehr wissen, als ich,“ versetzte Deodat, dem dieses Gespräch immer lästiger und der Fremde verdächtig wurde, „geht zu seinem Beichtiger, Pater Anton, ins Kloster, der kann euch gewiß mehr sagen, wenn er will.“ — „Nichts für ungut,“ sprach begütigend der Fremde; „ich verlange nicht, daß ihr mir umsonst antwortet.“ Mit diesen Worten warf er einige Goldstücke auf den Tisch. „Behaltet euer Geld,“ erwiederte der Jüngling, und suchte den Zorn seines Gemüthes zurückzudrängen; „ich habe euch als Gast und nicht als Versucher aufgenommen; ich weiß nichts von Kuno, was euch zu wissen und mir zu sagen noth thäte. Doch ihr werdet müde seyn und ich bin schläfrig.“ Deodat stand jetzt auf und bereitete aus Moos und Stroh dem Fremden ein Lager. „Schlaft wohl und mit Gott,“ sprach er, „und nehmt vorlieb.“ — „Dank euch,“ versetzte dieser mürrisch; „ich muß noch nach meinem Gaul schauen; auch laßt es euch nicht stören, wenn ich noch eine Zeit aufbleibe, die Müdigkeit und der Wein lassen mich nicht sogleich schlafen.“ —

Deodat legte sich zur Ruhe, doch konnte er voll seltsamer Unruhe nicht sobald einschlafen; er sah es, wie der Fremde, ohne auf ihn zu merken, aus dem Stalle zurückkam, und mit einer vollen Flasche sich an das Tischlein setzte. Deodats Augen wurden immer müder und müder bis sie zuletzt ganz zufielen. Der Fremde stand auf und schritt langsam und in düsterm Sinnen in der Hütte auf und ab. Er trat zu Deodat und betrachtete lange den Schlummernden. „Er schläft,“ murmelte er leise vor sich hin, „und es wäre gut für mich und ihn, wenn ich ihn nimmer erwachen ließe. Er hat mich erkannt, und weiß mehr, als er sagt. — Kuno hat gebeichtet — der dumme Narr. Die ganze Geschichte wird offenbar werden!“ — Die Unruhe seines Herzens oder der Wein mochten ihm warm gemacht haben; er öffnete die Thüre zur Hälfte; er legte ein blankes Messer auf den Tisch und trank hastig den Rest des Weines aus. Der Wind rauschte draußen durch die Wälder; die Wölfe heulten, die Nachteulen krächzten. Da faßte der Fremde rasch das Messer. „Sterben muß er, wie sein Vater!“ murmelte er leise vor sich, sonst kommen ich und Birgitta an den Galgen und meine Tochter wird aus einer Gräfin eine Stalldirne.“ Leise trat er zu Deodat. Sein schönes, bleiches Antlitz mit den geschlossenen Augen, den Mund halb geöffnet, die Brust sanft und ruhig athmend, zeugte von der Ruhe und dem Troste eines guten Gewissens. Der Fremde betrachtete ihn eine Zeit lang mit düstern Blicken; jetzt zuckte er den Dolch auf Deodats Brust, — da fühlte er sich am Arme gepackt und mit unwiderstehlicher Gewalt niedergerissen; entsetzt schaute er um und sah im Sinken einen Wolf von gewaltiger Größe, der,

wahrscheinlich vom Hunger getrieben, durch die offene Thüre eingedrungen war und den Mörder im entscheidenden Augenblicke gepackt hatte. Der Wolf schlug immer tiefer die scharfen Zähne in des Fremden Arme und war nahe daran, seinen Hals zu zerfleischen. — „Deodat, hilf!“ schrie der Verwundete in höchster Angst und rang mit dem wüthenden Thiere. Deodat erwachte bei dem wiederholten Angstgeschrei und eilte, entsetzt, ihm zu helfen. Rasch sprang er auf und hieb mit seinem Hirschfänger auf das Thier mächtig los. Der Wolf wandte sich wüthend gegen Deodat; der Fremde aber griff nach seinem Schwerte, als er des Wolfes ledig war, und verwundete ihn also, daß er heulend und blutend durch die offene Thüre entrann. Der Fremde blutete stark; Deodat eilte den Arm zu verbinden, der noch vor wenigen Augenblicken zu seinem Morde erhoben war. Der Arm war stark durch Bisse verletzt, die aber doch nur ins Fleisch gedrungen waren. „Wie nur die Bestie herein kommen konnte? Hab' ich doch die Thüre zugesperrt. Habt ihr sie vielleicht offen gelassen, als ihr nach euerm Pferde schautet?“ — So fragte arglos Deodat, nichts ahnend von der Bosheit des Mannes. „So ist es,“ erwiederte dieser kurz und mürrisch; „ich ließ die Thüre offen und schlief ein. Ich danke euch für euere Hülfe.“ Er schloß die Augen, als wollte er schlafen; auch Deodat legte sich wieder zur Ruhe, aber kein Schlummer kam mehr in seine Augen. —

Als der Tag graute, verlangte der Fremde sein Pferd. Deodat empfahl ihm Schonung für seine Wunden. Der Mann aber lächelte spöttisch. „Man sieht, ihr habt weder Wunden geschlagen noch empfangen. Es kann aber noch beides werden. Vielleicht werdet ihr

auch einst aus euerm Loche herauskriechen und die Welt ein wenig besehen wollen; dann geht überall hin nur nicht nach Böhmen; denn da geht es sehr unruhig zu; die Böhmen haben scharfe Schwerter und gegen Fremde ein mißtrauisches Herz. Das laßt euch gesagt seyn!" schloß der Fremde und sein stechendes Auge weilte lange mit wildem feindseligem Blicke auf Deodat. — „Ich danke euch für euern Rath," erwiederte dieser gelassen, „ich werde euch folgen, wenn es seyn kann." „Dank für euere Bewirthung, der Lohn wird nicht ausbleiben," rief der Fremde mit stillem Hohne und leichtem Gruße und sprengte durch die Büsche. —

Sinnend und nachdenkend schaute ihm Deodat nach. Das ganze Benehmen des Fremden, sein Stolz, die Heftigkeit seiner Rede hatten einen widerwärtigen, verletzenden Eindruck auf ihn gemacht. Wer mußte der seyn, der Kuno so gut kannte und Alles von ihm wissen wollte? Es konnte nur Heymeran seyn, so vermuthete Deodat und er hatte recht gerathen. Er beschloß jetzt, da ohnedem die acht Tage verstrichen waren, in das Kloster zu gehen und dem Pater Anton Alles zu entdecken. —

8.

Pater Anton hatte genau und umständlich dem Abte des Klosters Kunos merkwürdiges Geständniß mitgetheilt. Nach reiflicher Berathung beschlossen sie, Kunos Eröffnung niederzuschreiben. Diese Schrift, die Pater Anton mit seiner Unterschrift beglaubigte, sollte Deodat, den der sterbende Kuno, und wie es offenbar schien, auch Gott der Allgerechte zur Enthüllung des Verbrechens

bestimmt hatten, dem Grafen Meinhard überbringen. Pater Anton erinnerte sich jetzt, daß Pater Ulrich, ein Franziskaner und sein treuer Freund, des Grafen Schloßkaplan sey — ein glücklicher Umstand, der Deodats schweres Geschäft unendlich erleichtern konnte. — Deodat erzählte seinem väterlichen Freunde den Hergang der Nacht; bedenklich schüttelte dieser das greise Haupt; auch er meinte, nur Heymeran könne es gewesen seyn. Dann führte er den Jüngling zum Abte, der ihn mit liebevoller Freundlichkeit empfing. Der Abt legte ihm in ernsten, eindringenden Worten die Wichtigkeit des Werkes an das Herz, zu dem ihn Gott berufen. Er stellte ihm vor, wie groß und erhaben es sey, das Laster zu enthüllen und diejenigen wieder zu vereinigen, welche die Natur so innig verbunden, aber die Bosheit getrennt hätte. Deodat gelobte, Alles zu thun, was seine Kraft vermöchte. Segnend entließ ihn der Abt. Pater Anton führte ihn in das Refektorium, wo ihn ein gutes Mahl erquickte und lud ihn ein, einige Wochen im Kloster zu verweilen, auf daß er gestärkt die Reise antreten könne.

Deodat benützte den Nachmittag, um seine Freunde zu besuchen; einige empfingen ihn mit der alten Herzlichkeit; bei andern fiel ihm Kälte und schlecht verhehltes Mißtrauen auf. — Jetzt erfuhr er auch, daß gestern ein fremder Mann in das Wirthshaus des Klosters gekommen, und sich nach Kuno und dann auch nach Deodat erkundigt hätte; spät noch habe er sich nach Deodats Häuslein führen lassen. Deodat sah jetzt wohl, daß der Besuch des Fremden Absicht und nicht Zufall gewesen sey. Sinnend wollte er in das Kloster zurückkehren, da traten ihm, unweit davon, Knechte des Gerichtes entgegen und banden ihn. „Was wollt ihr mit mir,“ rief der Jüngling

erschrocken. Sie schwiegen. Nur einer flüsterte ihm in das Ohr: „Du falscher Heuchler, du Vatermörder!“ Dieses Wort schien die Bande von Deodats Leben zu lösen. Lautlos stürzte der Arme zu Boden. —

9.

Deodats Handlungsweise gegen Kuno war zu auffallend und zu abstechend von der Art, in der sich die Liebe bei den gewöhnlichen Menschen zu äußern pflegt. Kein Wunder also, daß sie von den meisten verkannt und mißdeutet wurde. Nur die wenigsten konnten in Deodats tiefes und reines Gemüth blicken, das der Liebe und Barmherzigkeit so voll, so übervoll war. Die Bessern glaubten, Deodats Handeln sey die Frucht überspannter Frömmigkeit, die nutzlos einem Unverbesserlichen sich aufopfere; andere aber, die Deodats Barmherzigkeit gegen Kuno mit dessen Elende wachsen sahen, hielten ihn für einen scheinheiligen Heuchler und meinten, unter dem Schleier der Frömmigkeit verberge sich eine gräuliche Schandthat; seine Barmherzigkeit gegen Kuno sey nicht von christlicher Liebe, sondern von Furcht und Nothwendigkeit eingegeben. Wie hätten wohl die Herzen dieser Boshaften es sich anders erklären können? Deodat hatte für Kuno, den die meisten für Ruperts Mörder hielten, sein Hab und Gut aufgeopfert; er hatte Mißhandlungen und Schimpfreden von dem Trunkenen gelassen erduldet; er hatte für ihn und sein Weib gearbeitet, gehungert und gedürstet, um sie zu ernähren; er war ihnen in das Elend gefolgt; er hatte sie in der fürchterlichsten Krankheit mit Todesgefahr gepflegt und war nicht von ihnen gewichen, bis sie gestorben. So weit

meinten gar viele, reiche die christliche Liebe nicht. Hätte in Deodats Herzen Ehre und gutes Gewissen gewohnt, so würde er den Vater an seinem Mörder gerächt haben, statt ihn mit Wohlthaten zu überhäufen und als den treuesten Freund zu halten; die so innige Verbindung und Freundschaft zwischen Menschen, die an Gemüth und Alter so verschieden waren, hätte nur durch ein großes Verbrechen zu Stande kommen können. —

Dieser Stimmen hörte man anfangs nur wenige. Bald aber sprachen sie mehr und lauter; denn Verläumdung wirkt wie Fäulniß ansteckend. Sie drangen zu dem Ohre des Klosterrichters und machten ihn, der ohnedem argwöhnischen Gemüthes war, mißtrauisch gegen Deodat. Doch wollte er gegen den Jüngling, dessen Betragen bisher immer so tadellos gewesen war, nicht eher einschreiten, bis stärkere und deutlichere Inzichten eingegangen wären. — Sie kamen; der Brief eines Unbekannten, der von einem Boten von Eger gebracht wurde, schuldigte Deodat offen an, in Verbindung mit Kuno seinen eigenen Vater getödtet zu haben. Der Richter entsetzte sich und ließ den Beklagten festnehmen. Doch der Himmel wachte über den Unschuldigen. Pater Anton hörte mit Schrecken, was seinem Liebling widerfahren war und eilte ihn zu retten. Er begab sich schleunigst zu dem Klosterrichter. Dort las er den Brief. Pater Anton kannte die verruchte Hand nicht, die ihn geschrieben, aber er mochte ahnen, daß hier die Bosheit der Hölle geschäftig sey, einen Schuldlosen zu verderben. Mit Kraft und Wärme stellte der Pater den reinen und mackellosen Wandel Deodats der Anklage entgegen; er berief sich auf seine Frömmigkeit, der ganz und gar der Schein der Heuchelei fehle; endlich eröffnete er, was

Kuno rücksichtlich des Mordes am Sterbebette gestanden. Solche Gründe wirkten überzeugend auf des Richters Herz. Pater Anton verlangte Deodat zu sprechen. Man führte ihn in seinen Kerker. Dort in einem finstern, dumpfigen Loche lag der Arme, gefesselt, halb ohnmächtig, unnennbaren Schmerzen der Seele preisgegeben. „Armes Kind," rief Pater Anton mit Thränen in den Augen und umfaßte seinen Liebling, „armes Kind, erhole dich und höre die Worte des Trostes und der Errettung." Bei diesen Worten hob Deodat das starre auf den Boden geheftete Auge auf, und schien aus dem betäubenden Schlummer zu erwachen. „O Vater, was muß euer Sohn Alles leiden!" klagte der Jüngling; „habt ihr es gehört? Ein Vatermörder bin ich, ein Vatermörder in den Augen der Menschen; weh mir, o Jesu! mein Jesu hilf! Das ist die Strafe meines Gottes! Vermessentlich habe ich gebeten um fremdes Leiden, während ich selber für die eigenen Sünden zu büßen habe, und nun drückt mich die doppelte fürchterliche Last des Leidens zu Boden, ach, zu todte. Ein Vatermörder ich! Wie kann ich mich mehr sehen lassen vor den Menschen! Wie wird mein Ende, wie wird mein Leben seyn! Ein Vatermörder!" Pater Anton suchte ihn zu trösten und gab ihm das Bild des Gekreuzigten. Mit heftiger Inbrunst küßte es Deodat. „O Jesu," flehte er, „hilf mir leiden, hilf mir tragen! Ich habe dir ja Alles geopfert, mein Hab und Gut, meine Gesundheit und meinen Frieden auf Erden — laß mir doch — o laß mir doch meinen guten Namen! Ein Vatermörder, o Kuno, hätte ich dich doch nie gesehen! Ein Vatermörder!" rief er zusammenschaudernd und sank zurück. „Hat dein Heiland nicht Alles, nicht auch Ehre und guten Namen

für dich geopfert?“ sprach sanft der Pater; „sey getröstet, du bist gerechtfertigt vor den Augen des Richters, vor dem Angesichte der Guten!“ Auf seinen Wink nahmen die Knechte dem Jünglinge die Ketten ab. Deodat erhob sich langsam müde. „Ich danke meinem Heilande für Alles, was Er mir schickt,“ sprach er demüthig und küßte des Paters Hand. Dieser segnete ihn in höchster Rührung. „Mein Sohn,“ rief er, „sey stark im Glauben wie in der Liebe; sie duldet Alles, du trägst nichts allein; die Liebe Gottes Alles mit dir!“ — Pater Anton führte den Jüngling jetzt zum Richter. Dieser erklärte ihn auf Pater Antons Zeugniß und Kunos Geständniß für unschuldig, setzte ihm aber auch die Gründe auseinander, die Anlaß zu seiner Verhaftung gegeben hatten. Deodat entsetzte sich, als er den Brief las, der die gräßliche Beschuldigung enthielt. Wer mochte ihn geschrieben haben? Das Bild des finstern Fremden schwebte vor seinen Augen. Deodat aber konnte es nicht denken, daß der, den er beherbergt und vom Tode mit eigener Gefahr gerettet, ihm solches habe thun wollen. Pater Anton führte ihn zu dem Abte, der ihn mit Freude und Trost empfing.

Nach acht Tagen der Ruhe und der Erquickung trat Deodat die verhängnißvolle Reise an. Die Unruhen in Böhmen, wo die Erbitterung und die Verwüstung der Hussiten mit jedem Tage sich mehrte, konnten Deodat im frommen Vorhaben nicht aufhalten. Der Abt hatte ihn freigebig mit Geld versehen und ihm Empfehlungsschreiben an die Klöster in Böhmen mitgegeben. Pater Anton übergab ihm einen Brief an Pater Ulrich, Graf Meinhards Schloßkaplan; diesem sollte er zuerst Alles entdecken und ja nichts ohne seinem Rathe thun. So

machte sich denn Deodat eines Tages auf den Weg. Pater Anton begleitete ihn bis über das Weichbild des Klosters hinaus, tröstete und ermuthigte ihn. In Deodats Herzen regte sich ein wundersames Vertrauen; mit tiefer Wehmuth schied er jetzt vom Pater Anton, der ihn weinend segnete und das Zeichen des heiligen Kreuzes auf seine Stirne drückte. „Glaube, hoffe, liebe; halte fest an Christus und an seiner heiligen Kirche; der Herr sende dir deinen Engel, wie Er ihn dem Tobias gesandt hat. Auf Wiedersehen!" „Hier oder dort," schluchzte, des Paters Hand küssend, Deodat, und eilte rasch, die strömenden Thränen zu verbergen, die Straße entlang. — Pater Anton aber schaute ihm lange, lange nach. „Ich habe ein Lämmlein zu den Wölfen geschickt," sprach er wehmüthig vor sich hin; „ob sie es nicht zerreißen? Nein," rief er getröstet, „es trägt das Zeichen des heiligen Kreuzes; es wird siegen. Herr Jesu, schütze ihn an Leib und Seele!" —

10.

Böhmen war um diese Zeit durch die Irrlehre des Huß, die Wuth und den Blutdurst seiner Anhänger mit Gräuel und Verwüstung erfüllt worden. Mit fürchterlicher Grausamkeit rächten die Hussiten an Kaiser, Reich und Geistlichkeir den Tod ihres Meisters. Weder der König Wenzel, noch sein Nachfolger Sigismund konnten, nicht im Guten, nicht mit Gewalt den gräuelvollen Aufstand dämpfen. Die Hussiten plünderten und äscherten die Klöster und Kirchen ein und mordeten Priester und Mönche. Unter den Mördern und Verfolgern war Ziskat der eifrigste und grausamste; aus den ihm zu=

strömenden Haufen bildete er ein Heer, das sein Feldherrntalent und der Fanatismus unüberwindlich machte. Kleinere Banden von Hussiten durchstreiften das Land, sengten und mordeten überall, nächst den Mönchen und Kirchen vor allen den katholischen Edelleuten feind und gefährlich. Von ihren Burgen thaten diese Widerstand, wo sie konnten; aber nur zu oft erlageu sie der Wuth ihrer fanatischen Gegner.

Mit großer Mühe, unter vielen Gefahren war Deodat durch die Banden der Hussiten, durch den Mord und den Gräuel der Verwüstung weit hinaus über Prag gegen Mähren zu gekommen; die Gegend wurde immer gebirgiger und rauher; über gähe Felsen, mit uralten Wäldern gekrönt führte ihn der Weg. Herbergen gab es selten, gewöhnlich schlechte und verdächtige, wo er froh seyn mußte, einen Bund Stroh und ein schwarzes Stück Haberbrod zum Nachtmahl zu haben. Noch öfters mußte er, um den überall herumschweifenden Banden der Hussiten zu entgehen, auf Bäumen und in Felsenklüften übernachten; doch kam es ihm vor, als würde er, je beschwerlicher die Reise ward, wohlgemuther an der Seele und frischer und kernhafter am Leibe. —

Eines Nachmittags führte ihn der Weg durch ein schönes blühendes Thal. Es war die Zeit des Frühlings; die Vögel saugen; der Boden begann sich mit frischem Grün zu färben; die Bäume schmückten sich mit glänzenden Blüthen und überall dufteten Blumen. Vergnügt schritt Deodat fort, und mit Freuden begrüßte er die wiedererwachende Natur. Von ferne gewahrte er eine sprudelnde Quelle, an deren Rand ein Mann saß und einen Esel tränkte. „Gelobt sey Jesus Christus!“ grüßte Deodat. Der Mann aber wandte sich erschrocken um

und betrachtete ängstlich den Ankömmling. „Gelobt sey Jesus Christus!" wiederholte Deodat. Doch der Mann blieb stumm; er faßte mit der einen Hand vorsichtig seinen ziemlich vollen Packsack, mit der andern aber suchte er sich, etwas von Dank murmelnd, vom Boden zu erheben. Deodat betrachtete ihn schärfer; aus den Zügen erkannte er leicht den Juden. — Die Juden waren in dieser Zeit so verachtet, daß jeder Christ ihren Umgang als entehrend mied, wie er konnte. Auch Deodat würde wohl anderwärts dem Juden aus dem Wege gegangen seyn; doch hier, in diesem abgelegenen Orte, in dieser Stunde, wo sein Herz so heiter und fröhlich gestimmt war, machte es ihm Vergnügen, einen Menschen zu finden, der gleich ihm ein Wanderer zu seyn schien. „Ist das Wasser gut?" fragte Deodat, um ein Gespräch anzuknüpfen und dem Juden das Mißtrauen zu nehmen. „So gut, wie das Wasser vom Brunnen Moses," erwiederte scheu der Jude. Deodat schöpfte mit der hohlen Hand das Wasser aus der Quelle, obgleich neben seiner die zinnerne Trinkkanne des Hebräers lag. Dieser betrachtete eifrig den Jüngling während des Trinkens, und sein Mißtrauen gegen ihn schien sich zu mindern, als er dessen sanfte, freundliche Züge, und die Offenheit seines Betragens gewahr wurde. Deodat hatte jetzt seinen Durst gestillt; er fragte jetzt den Juden, wo er herkomme und hinreise. Der Jude erwiederte, er sey zu Czaslau auf dem Markte gewesen; dort habe er aber so schlechte Geschäfte gemacht, daß er die Hälfte seines Guts eingebüßt und jetzt fast leer nach Hause zu Weib und Kindern gehen müsse. Dabei schob er vorsichtig den schweren Mantelsack hinter sich, als fürchtete er, dieser könnte ihn Lügen strafen. Der Jude hatte dieß mit

vielem Seufzen und Klagen erzählt, welche Deodats weiches Gemüth fast zum Mitleiden bewegt hätten. Doch kannte er durch Hörensagen und durch freilich keineswegs unpartheische Zeugen den Charakter der Juden; er tröstete also den Jammernden mit der Bemerkung, es sey sehr gut, wenn er nichts hätte, denn hierum sollten der Räuber und Mörder so viel seyn, daß es wahrhaft ein Wunder wäre, wenn sie ungeschoren davon kämen. „Meint ihr?“ fragte der Jude erschrocken und schaute ängstlich bald auf seinen Sack, bald auf Deodat, bald in den Wald hinein. „Wahr ist es,“ fing er jetzt zögernd und beklommen an, „ich habe nichts, so viel als nichts; etwas habe ich, allein das ist so viel als nichts; nur ein wenig hab' ich; allein das Wenige ist mein Alles, von dem ich soll nähren Weib und Kind. Des Todes wäre ich, wenn mir sollte werden genommen mein Päckelchen und mein Eselchen.“ Bei diesen Worten rief er seinem Esel, der im Grase weidete, und lud ihm den Packsack auf, den er nur mit Mühe von der Erde aufheben konnte. Deodat sah still und lächelnd dem Treiben des Juden zu, dem seine Angst recht anzukennen war. „Junger Herr,“ sprach jetzt schüchtern und bittend der Jude; „euch möcht' ich trauen gerne; denn ihr habt ein Gesichtlein, so barmherzig habt ihr es, wie der Jonathan, der Sohn des Saul. Wenn ihr geleiten wollt mich und mein Päckelchen, darin gar nichts ist, so sollt ihr haben einen großen Dank, und wenn ihr ihn nicht haben wollt, so will ich euch geben ein Tüchlein von Seide — fürwahr — es ist mein letztes und mein bestes, — ja, ich will euch zahlen die Zeche in der Herberge, wenn ihr schlafen wollt neben mir und darein schlagen wollt statt meiner, wenn sie mich wollen anrühren

oder mein Päckelchen; ja, ich will es zahlen," betheuerte er mit tiefem Seufzer, „obgleich mein Beutel leer ist, wie der Säckel Davids, als er die Schafe hütete." —

Deodat hatte Mitleiden mit der Angst des Juden. Er versprach ihm, so weit ihn zu geleiten und zu beschützen, als es sein Weg erlaube. So machten sich denn die beiden Wanderer auf den Weg. Der Jude ritt auf seinem Esel voran, und schaute mit ängstlichen Augen bald rechts, bald links, bald vorwärts, bald rückwärts und fragte jeden Augenblick seinen Gefährten, ob er nichts Verdächtiges gesehen. Deodat suchte ihn zu beruhigen; allein in seinem Herzen selber konnte er eine gewisse Bangigkeit nicht unterdrücken; denn, was er dem Juden von Räubern und Mördern gesagt hatte, war nur zu wahr. — Doch kamen sie, ohne beunruhigt zu werden, durch die Wälder, und am Ende derselben erblickten sie ein großes Gebäude, das die Herberge zu seyn schien. Der Jude athmete jetzt erleichtert und trieb seinen Esel zur Eile an. Als sie vor das Thor des Hauses kamen trat ihnen der Wirth, ein Mann von riesenhafter Größe und wildem Aussehen entgegen. Bei seinem Anblicke schien es dem Juden nicht wohl um das Herz zu werden; er blickte Deodat kläglich an und führte seinen Esel in den Stall, da der Wirth sich weigerte, einen Juden zu bedienen. Deodat trat jetzt in die Wirthsstube, wo er zwei Gesellen von rohen, wilden Zügen des Gesichtes bei einer Kanne Wein antraf. Die Wirthin, ein junges Weib, bewillkommte ihn mit freundlichem Gruße und setzte ihm Wein und Brod vor. Die zwei Bursche aber betrachteten unverwandt mit verdächtigen Blicken den Jüngling und verließen endlich lachend und flüsternd die Stube.

Draußen aber hörte man plötzlich Geschrei und Lärmen. Der Jude schrie jämmerlich und rief Deodat und alle Propheten und Patriarchen zu Hülfe. Deodat eilte hinaus. Da sah er, wie die beiden Bursche auf den Juden Schweine hetzten, ihn schlugen und auf dem Misthaufen herumzerrten. Der Wirth stand daneben und hielt sich lachend den dicken Bauch. Deodat, voll Zürnen über die Mißhandlung des Armen, ergriff einen mächtigen Prügel, trieb die Schweine auseinander und wollte den Juden aus den Händen der Rohen entreißen. „Verderbt uns den Spaß nicht," schrieen diese, „es ist ja nur ein Jude, ein Schwein wie diese Schweine da; die Kurzweil bringt ihn nicht um." „Den Juden laßt los, wenn ihr anders Menschen und Christen seyn wollt," schrie Deodat, „oder!" — „O, he, haltet ein wenig!" riefen diese Beiden erbost; einer von ihnen schlug auf Deodat, während der andere auf das neue die Schweine gegen den Juden hetzte. Da wurde auch Deodat zur Nothwehr erbittert. Der Zorn gab ihm Kräfte, die seine Jugend nicht hatte. Mit mächtigen deutschen Streichen schlug er auf die Wildlinge und trieb sie zur Hofthüre hinaus, die er hinter ihnen zuwarf. Die Beiden fluchten und schalten da draußen; der Wirth aber lachte laut auf und höhnte sie, daß ihrer zwei so knochige Großsprecher vor einem bartlosen Jünglinge geflohen seyen, und hieß sie hingehen, wo sie hergekommen wären.—

Deodat hob jetzt den halb ohnmächtigen Juden auf. — „Mein Bauch — meine Füße — mein Rücken, — ächzte der Arme, — o weh, mein Päckelchen — mein Sack; — eilt mein junger Herr — lauft — werft mich auf die Erde — mein Päckelchen — im Stall muß es seyn — bei dem Esel — es ist viel Geld darin — o

mein Kopf!" So jammerte der arme Jude in Angst und Schmerzen. Deodat trug ihn vor allem in die Stube und legte ihn dort auf eine Bank. Dann eilte er, von dem Juden mit aufgehobenen Händen gebeten, in den Stall und suchte den Mantelsack. Dort fand er weder den Esel noch den Sack; ob sie von den beiden Schelmen, oder gar von dem Wirthe gestohlen worden waren? — Er brachte betrübt die Schreckensbotschaft dem Juden zurück. Sie brachte ihn fast zur Verzweiflung; er zerraufte sein graues Haar, zerschlug sich die Brust und verwünschte den Tag seiner Geburt. Deodat wollte ihn trösten; allein der Jude nahm keinen Trost an; er jammerte, daß er jetzt ein Bettler sey und hungern müsse mit Weib und Kindern. Die Leiden seiner Seele wurden von den Schmerzen seiner Wunden erhöht. Deodat zog ihm mit großer Mühe die Kleider ab, wusch seine Wunden mit Essig und Wasser, das ihm mitleidig die Wirthin gebracht hatte. Er langte jetzt nach seinem Ränzlein, um ein Balsambüchslein, das ihm wohlweislich Pater Anton für unvorhergesehene Fälle mitgegeben, hervorzuholen, allein sein Ränzlein war verschwunden und nirgends mehr zu finden; weder der Wirth noch die Wirthin wollten etwas davon wissen. Der Wirth behauptete, die beiden Bursche hätten Alles gestohlen, zuletzt schimpfte er auf die roheste Weise über Deodat und den Juden und drohte sie zur Thüre hinauszuwerfen, wenn sie nicht zahlen könnten. Da griff Deodat in die Tasche und gab dem wilden Mann das wenige Geld, das er zum Glücke bei sich trug; der Wirth erklärte jetzt, er wolle sie um dieses Geld drei Tage, aber keine Stunde länger, beherbergen. Darauf wies er sie in ein Kämmerlein, ganz nahe am Stalle, wo es finster und dumpfig war

und ein häßlicher Gestank die Luft verpestete, und kümmerte sich weiter nimmer um sie. — Deodat bereitete für sich und den Juden aus Heu und Stroh zur Noth eine Liegerstatt; mit dem Betttuch, das ihm die Wirthin voll Mitleiden gab, deckte er den Juden zu. Dieser wurde von Stunde zu Stunde schlechter. Die Angst, die Wunden und die Schmerzen über den Verlust seines Esels und Mantelsackes verschlimmerten seinen Zustand. Er seufzte und ächzte die ganze Nacht hindurch. „Ach Rebekka, mein Weib, meine Tochter Rachel, mein Sohn David, ich werd' euch sehen nimmer! O David, mein Sohn, daß du wärest hier bei deinem kranken Vater; du heiltest ihn, wie Elisäus den Naaman. Wie Daniel bin ich in der Löwengrube; geworfen bin ich in den Feuerofen, wie die drei Knaben!" Eine große Angst kam über ihn. „Deodat," flehte er und hob bittend die zitternden Hände, „bei mir bleibe und verlaß mich nicht! es wird nicht seyn dein Schade, wenn ich wieder werde gesund und wieder komme aus dieser Diebeshöhle. Noch habe ich Geld und Gut; — o mein Sack — ich will dir zahlen, was du begehrst. Sie werden mir nehmen mein Leben, wie sie mir haben genommen meinen Sack und meinen Esel! Bei dem Namen deines Propheten Jesu" — „Schweig du Jude" — rief Deodat fast zürnend; „Sein Name ist zu heilig, als daß Er kommen dürfe über deine unreinen Lippen!" „O" — seufzte der Jude und krümmte sich ängstlich auf seinem Schmerzenslager, „o so will ich dich bitten bei dem Namen seiner Mutter, welche war aus unserm Stamme und die ihr ehret, wie wir ehren die Sara und die Rebekka, bleibe bei mir, — sonst werd' ich sterben und sie werden tödten mich und zertreten mich, wie einen Wurm!" Der Jude

ruhte nicht und rastete nicht mit Bitten und Verheißungen, bis ihm Deodat gelobte, seiner zu warten und ihn nicht zu verlassen, bis er gesund und in Sicherheit wäre. Es kostete Deodat viel Ueberwindung, dieß zu versprechen. Er, den Pater Anton gelehrt hatte, in jedem Menschen das Ebenbild Gottes zu sehen, konnte sich wohl leicht über das Vorurtheil jener Menschen erheben, die in der Barmherzigkeit gegen Juden etwas Entehrendes für die Christen sahen; allein seine Aufträge, die großen Verpflichtungen, die er übernommen, erlitten dadurch Aufschub und Verzögerung, und dieß war es, was Deodats Herz betrübte. Doch den Bitten des armen Juden, welchen Leiden und noch mehr die nicht ungegründete Todesangst marterten, konnte er nicht widerstehen, er wollte bei ihm bleiben und ausharren, wie er bei Kuno gethan hatte; denn es konnte ihm der Segen des Himmels das Versäumte leicht wieder hereinbringen, da ja der Herr das Werk der Liebe den Barmherzigen jederzeit zum Besten gewandt hat.

Er hatte aber dießmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als die drei Tage verflossen und Deodats Geld zu Ende war, hieß sie der Wirth, ohne Rücksicht auf den Kranken, alsbald sein Haus verlassen. Deodat stellte ihm auf das eindringlichste das Elend des Juden vor, verhieß ihm dreifache Zahlung und bat auf das wärmste um Barmherzigkeit. Der Wirth blieb taub gegen alles Bitten. Doch Deodat ließ nicht ab. Der Wirth konnte gar nicht begreifen, wie sich ein Christenmensch eines jüdischen Hundes annehmen könnte. „Je nun,“ rief er, durch Deodats unablässiges Bitten ermüdet, „wenn ihr denn ein gar so großes Verlangen habt, Schweine zu füttern — so sey's, — so bleibt bei mir,

wohlgemerkt, — als mein Viehknecht. Denn ich brauche gerade einen, weil die Feldarbeit angeht. Du mußt aber meine Schweine füttern, die Ochsen hüten und die Pferde austreiben; dann kannst du bleiben und den Juden mit Haber und Brod, mit Butter und Schmalz schmieren nach Herzenslust." Diese Rede schnitt wie ein Schwert durch Deodats Herz. Einem solchen Manne, wie der Wirth war, dienen, dienen als Viehknecht, und dienen eines Juden halber? Ein falscher Hochmuth regte sich in ihm; Kuno's Bitte, des Abtes Auftrag mahnten — aber Alles verschwand vor dem Bilde des ächzenden Juden, der, wie er wohl wußte, ohne seine Pflege des Todes war. Er gedachte des göttlichen Gleichnisses von dem Samaritan und muthig rief er aus: „Ja ich will euer Knecht werden, nur laßt mir den Juden warten!" „Hast Zeit genug," versetzte der Wirth verwundert über Deodats Entschluß, der, wie er meinte, ganz anders hätte ausfallen müssen. —

11.

Jetzt begann für Deodat eine harte Zeit. Er mußte den Stall ausmisten, die Schweine hüten, die Ochsen auf die Weide treiben; kam er nach Hause, so mußte er Holz spalten, der Wirthin helfen, die Geschirre reinigen und die Zimmer ausfegen. Es betrübte ihn aber am meisten, daß ihm nur wenige Zeit für die Pflege des Juden übrig blieb. Dieser wartete dann voll Sehnsucht auf ihn und klagte ihm seine Leiden und Schmerzen, die noch immer kein Ende nehmen wollten. Deodat half ihm nach Kräften; er tröstete ihn und suchte ihn besonders mit Christus als dem wahren Messias bekannt

zu machen. Der Jude hörte wohl aufmerksam zu, und schien zu Zeiten durch Deodats Worte gerührt zu werden; allein von einer Aenderung im Glauben wollte er nichts wissen, und Deodat war zu gutmüthig, ihm dieß entgelten zu lassen.

So hatte Deodat einige harte Wochen durchlebt; ihm wäre noch Alles leicht geworden, allein die Rohheit und Wildheit des Wirthes verbitterte ihm Alles; dieser schalt ihn bei dem geringsten Anlaße und bei dem kleinsten Vergehen, ja er schlug ihn sogar und hieß ihn täglich als einen faulen und unbrauchbaren Knecht mit dem jüdischen Hunde davon gehen. So rauh aber der Wirth mit ihm umging, so freundlich und mitleidig bezeugte sich gegen ihn sein Weib. Sie gab ihm heimlich Speisen und Arzneien für den Juden und ermahnte ihn zur Geduld. Sie selber litt von der Wildheit des rohen Mannes, der täglich sich voll trank und dann in seiner Trunkenheit das arme Weib auf das ärgste mißhandelte. Oefters mußte sie Deodat mit Gewalt der Mißhandlung des Wirthes entreißen. Wenn Deodat alsdann die Weinende zu trösten suchte, dann heftete sie ihre Augen voll seltsamen Feuers auf das schöne Antlitz des Jünglings. „Ja,“ rief sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit, „ihr würdet euer Weib anders halten, o daß ihr mein Ehemann wäret statt jenes Trunkenboldes!“ — Doch Deodats reines, argloses Herz verstand nicht, was das Weib damit sagen wollte. —

Der Wirth wurde von Tag zu Tag wilder und zornmüthiger. Deodats Trost war jetzt, daß der Jude sich besserte und an Kräften sichtlich zunahm. Aber eine neue Gefahr drohte dem Jüngling. Das Weib des Wirthes stellte ihm mehr und mehr nach, und gab ihr

böses Vorhaben deutlich zu erkennen. Da erschrack der Jüngling, und eine große Angst kam über ihn. Er betete zu Gott ohne Unterlaß, er möchte doch den Juden gesund machen und ihn erlösen aus der Noth und der Versuchung. Doch das Weib ließ nicht ab ihn zu versuchen. — Eines Abends, als Deodat aus dem Stalle zurückkam, fühlte er sich sanft an dem Arme berührt. — „Ich bins! macht keinen Lärmen," sprach leise die Wirthin, die heute mehr als sonst von ihrem trunkenen Manne mißhandelt worden war. „Folgt mir nur, es ist höchst wichtig, was ich euch sagen will." — Sie faßte ihn bei dem Arme und zog ihn fort in das Haus. Zögernd und widerstrebend folgte ihr Deodat. Dort in dem Hause führte sie ihn abwärts in einen tiefen Keller. „Deodat," sprach sie mit ernster und weicher Stimme, „du weißt wie ich täglich mißhandelt und unmenschlich gequält werde. Länger will ich es nimmer tragen; ich will mich nicht zertreten lassen, wie ein Wurm. Du, du sollst mir helfen von meinem Elende und werden meine Freude!" — Und nun machte ihm das Weib den Vorschlag, den Wirth zu tödten und mit ihr an seiner Stelle fortzuhausen oder in die Fremde zu ziehen. Deodat entsetzte sich bei dem abscheulichen Vorhaben, daß er starr und stumm, kein Wort erwiedern konnte. Da umschlang das verführerische Weib den Jüngling und sie sprach mit reizenden Worten zu ihm, wie einst Putiphars Frau zu Joseph. „Laß mich, falsche Schlange," schrie Deodat entsetzt, und wollte sich losreißen. Aber das Weib ließ ihn nicht. „Sieh erst," rief sie, „was deiner wartet, wenn du dich mir nicht ergiebst." Mit dem Fuße stieß sie an die Mauerwand. O Gräuel! ein Gemach öffnete sich, angefüllt mit Blut und den Leichen der Gemordeten.

Deodat rang in höchster Angst die Hände. „Sieh,“ begann das Weib, „du bist in einer Mörderhöhle und kommst nimmer lebend heraus. Auch dein, auch des Juden Tod ist gewiß. Eile den Mörder, ehe er dich ermordet, zu tödten.“ Wieder stieß sie an die Wand. Eine Thüre that sich auf und wies ein Zimmer voll Gold und Silber und köstlichem Schmuck, dem Gute der Ermordeten. „Sieh, da ist dein Lohn, wenn du durch muthige Rache eilst, dich und mich zu befreien. Zögere nicht! Wähle jetzt zwischen Tod und Marter, zwischen Leben und Lust!“ „Lieber sterben,“ rief Deodat und blickte zum Himmel, „als Unrecht thun! Weh,“ seufzte er, „wohin bin ich gerathen! O Jesu, rette, rette, erbarme dich meiner, erbarme dich ihrer!“ „Kein Erbarmen, — Rache will mein Herz! ich tödte ihn, wenn du nicht willst;“ schrie das Weib und schwang mit wuthfunkelnden Augen das blitzende Messer. „Du Höllendrache du, stirb du,“ brüllte der Wirth, der ihnen nachgeschlichen war, und packte das Weib, welches im höchsten Schrecken laut aufschrie. Das Weib rang mit ihm und stieß ihm das Messer in die Brust. Der Wirth stürzte fluchend und blutend zusammen; das Weib entsprang und schlug hinter sich die Thüre zu. Deodat, anfangs vom Schrecken und Entsetzen wie gelähmt, eilte dem Verwundeten zu Hülfe. Zu spät, die Wunde war tödtlich. Nach einer qualvollen Viertelstunde starb der Wirth unter schrecklichen Verwünschungen und Fluchen, und Deodats Tröstungen verschmähend. Reuelos, nicht verzeihend, und unter den Leichen derer, die seine Faust gemordet, hatte ihn schnell und fürchterlich der Tod ereilet. Das Gericht des Herrn! Schaudernd eilte Deodat zur Thüre; erst durch lange gewaltige Stöße konnte er sie öffnen. Draußen angeweht

und belebt durch die kühle Nachtluft, warf er sich zu Boden und dankte inbrünstig dem Herrn, daß er ihn aus der Versuchung und der Mörderhöhle gerettet. Er suchte 'seine Stube. Dort fand er den Juden sanft schlummernd; aber in Deodat's Auge kam kein Schlaf, Er wachte in Angst und Sorgen, und harrte sehnsüchtig des Morgenlichtes, um so schnell als möglich den Ort des Schreckens und des Mordes zu verlassen. Als der Morgen anbrach, weckte Deodat den Juden und erzählte ihm die furchtbare Begebenheit der Nacht. Der Jude entsetzte sich und dankte seinem Gott auf das Heisseste; mit glänzenden und erneuerten Versprechungen bat er Deodat nur zwei Tage noch zu verweilen, alsdann würde er stark genug zur Reise seyn. Deodat versprach es; ihm lag am Herzen, was aus der Wirthin geworden sey, er suchte sie im Hause, doch nirgends fand er sie.

Abends, am Tage vor der Abreise, — dem Juden mochte wohl der Schrecken und die Furcht Kraft gegeben haben, — ging Deodat zum Brunnen, um Wasser zu holen. Da sah er in der Dämmerung die Gestalt der Wirthin neben dem Brunnen. Sie winkte ihm; doch weigernd und drohend hob Deodat die Hand gegen sie und befahl ihr, sich zu entfernen. Darauf floh das Weib. Sinnend und nachdenklich begab sich Deodat zur Ruhe. Aus seinem Schlummer weckte ihn ein düsteres Krachen und Knistern. Er fuhr auf und sah mit Schrecken das Haus und den Stall in hellen Flammen stehen. Er weckte eiligst den alten Isaak. Sie wollten durch die Thüre des Nebenhauses entrinnen; aber sie fanden diese von außem verrammelt und verrigelt und es war ihnen, als hörten sie das Hohngelächter des Wei-

des. Jetzt wurde ihnen die Bosheit und Verruchtheit klar. „Du Teufel von einem Weibe!“ rief Deodat entsetzt, und suchte mit äußerster Kraftanstrengung die Thüre zu durchbohren. „Du Drache von Amalek!“ klagte der Jude und jammerte und zerraufte sich den grauen Bart. „Hilf mir, statt zu jammern,“ rief ihm Deodat zu. Der Jude arbeitete, wie er konnte; die Flammen drängten immer mehr und mehr auf sie ein; der Rauch umwölkte ihre Häupter, die Balken krachten, schon fielen Steine und Mauerstücke. Deodat ermattete. „Herr Jesu,“ rief er, „stärke uns mit der letzten Kraft“ und stieß gegen die Thüre, daß sie aufsprang. Rasch nahm er den Juden, der halb ohnmächtig dalag und eilte ins Freie. Dort sah er, wie die Wuth des Feuers Alles ergriffen hatte. Der Jude trieb in höchster Angst Deodat zur Flucht aus dem Orte des Todes; sie flohen. — Erst nach langem Suchen fanden sie den Ausweg aus dem waldigen Thale; nur wenige Stunden konnte Deodat den Juden noch geleiten, es kamen jetzt die Straßen, wo ihre Wege sich scheiden. Da küßte der Jude den Saum von Deodat's Kleide. „Nehmt den Dank eines armen Juden an, der ein Herz hat für empfangene Wohlthaten,“ sprach er und es flossen Thränen über seine abgehärmten Wangen. „Euch verdank ich Alles; möchtet ihr werden gesegnet, wie Abraham und David, möchtet ihr werden geleitet, wie geleitet wurde das Volk Israel durch die Wüste.“ „Gott sey mit dir,“ dankte gerührt Deodat; „grüß mir dein Weib und deine Kinder und wenn ich noch einen Wunsch für dich habe, so ist es, daß du Christum unsern Herrn und Heiland kennen und lieben lernest!“ Der Jude neigte sich demüthig und verschwand langsam hinter den Büschen. —

12.

Deodat setzte seine Reise mit Eifer und Muth fort. Durch wilde Horden der Hussiten, über abgebrannte Dörfer und Märkte führte ihn der mühsame Weg. Sein Herz pochte, als eines Abends die Burg des Grafen Meinhard vor seinen Augen lag. Ein banges Vorgefühl von Leiden und Schmerzen beklemmte seine Seele und raubte ihm zum großen Theil die Freude, die jeder Wanderer beym Anblick des längst ersehnten Zieles zu empfinden pflegt. Der Gedanke, mit Heymeran, dem Mörder seines Vaters zusammenzutreffen, mit ihm und seiner Bosheit und Schlauheit den Kampf, den Kampf vielleicht auf Leben und Tod beginnen zu müssen, hatte für ihn etwas Düsteres und Schreckliches. Er überdachte seine Schwäche und Unerfahrenheit gegen Heymerans Macht und List; jetzt erwog er die Gunst und das Vertrauen, womit er bei dem Grafen Alles vermochte; und zum Kampfe mit einem solchen Gegner hatte er keine andere Waffe, als ein gutes Gewissen, ein frommes Herz und das schriftliche Geständniß eines Menschen, der wohl unbezweifelt die Wahrheit gesagt, aber auch eben so gewiß einen schlechten Leumund genossen hatte. — Da wollte Deodat fast verzagen und je näher er dem Schlosse kam, desto schwerer wurde ihm das Herz, desto kleiner sein Muth. Es schien ihm, als drohten die Thürme der Burg und als seyen die Mauern bereit, ihn als Gefangenen aufzunehmen. „Unter welchem Vorwande sollst du Einlaß begehren und werden sie dich aufnehmen und wie dir glauben," fragte er sich ängstlich. So wandelte er in peinlicher Unentschlossenheit, bald betend, bald seiner Angst sich hingebend durch die

dichten Forsten dem Schloße zu. Von ferne her tönte Hundegebell und klangen Jagdhörner. Die fröhlichen Klänge heiterten Deodat's trübes Herz auf; ihm ertönten die Klänge wie Stimmen, die ihm Trost und Muth einsprechen sollten. „Du zaghaftes Herz," sprach es innerlich in ihm, „warum baust du blos auf deine Kraft und nicht auf den Beistand des Himmels? Willst du denn Alles allein thun? Du fürchtest Heymerans Macht, kennst du denn nicht auch sein Verbrechen? Ist er vielleicht mächtiger als Herodes, der Kindermörder und schlauer als er? Geh hin, fürchte dich nicht, mit dir streitet Gott und seine Allmacht." Da wurde es ihm wieder so leicht und so wohl; getröstet und rüstig schritt er vorwärts. Immer näher klangen die Hörner. Der Wald endigte sich und vor ihm breitete sich groß und spiegelhell ein fluthender See aus. Eine willkommene Erscheinung für den Durstigen. Er kniete nieder um zu trinken. Da sah er, wie unweit von ihm, ein Jäger in höchst ärmlicher Kleidung, von zwei Ebern verfolgt, sich in den See warf, um sich von den wüthenden Bestien zu retten. Sein Blut färbte das Wasser. Als er Deodat gewahrte, streckte er flehend seine Hände gegen ihn aus. Rasch stürzte sich der Jüngling in die Fluthen, und riß den bereits schon Sinkenden mit äußerster Anstrengung aus der Tiefe und zog ihn ans Gestade. Er bemühte sich den Halbohnmächtigen zum Leben zu bringen, da sah er, daß die Eber, welche sich bei des Jägers Sprunge gegen den Wald gewendet hatten, jetzt umkehrten und mit erneuerter Wuth ihn anfielen. Mit Muth und Geschicklichkeit vertheidigte sich Deodat, erlegte eines der Thiere, das andere floh, als aus dem Walde Jäger zur Hilfe herbeieilten. Sie hatten von

ferne dem Kampfe zugeschaut und lobten höchlich Deodat's Muth und Gewandtheit. „Willst du bei mir Dienst nehmen?“ sprach einer von ihnen; ein großer Mann von ernstem, Ehrfurcht gebietendem Aussehen, welcher der Herr der Andern zu seyn schien. „Ich bin Graf Meinhard und gewohnt meine Leute gut zu halten und gut zu zahlen.“ „Gerne,“ rief Deodat mit freudiger Ueberraschung, „ich will euch dienen mit Eifer und Treue.“ Die Jäger nahmen den erlegten Eber. Zwei von ihnen hoben den Verwundeten auf. „Es wäre besser, murmelte einer von ihnen, wenn die hussitische Nachteule ertrunken wäre, sie wird uns noch Streiche und Aerger genug machen.“ Der Graf und seine Leute schlugen jetzt den Heimweg ein; es dunkelte bereits. Graf Meinhard erkundigte sich jetzt um Deodat's Heimath und Abkunft. Offen gestand der Jüngling er sey ein Deutscher und wolle sich in der Welt umsehen etwas zu lernen und zu erfahren. Dem Grafen schien das offene, und doch stille und freundliche Benehmen des Jünglings, dessen Muth und Gewandheit der Kampf mit den Ebern außer Zweifel gesetzt hatte, sichtlich zu gefallen. Deodat dankte der Vorsehung mit freudigem Herzen, daß sie ihm den Eintritt in das Schloß so leicht gemacht hatte; frohe Hoffnungen stiegen in ihm auf, in diesem Augenblicke war alle Angst und Bangigkeit von ihm gewichen.

Als sie über die Zugbrücke in den Schloßhof traten, nahte sich Heymeran, beim Absteigen zu helfen. „Heymeran, heut hab' ich einen tüchtigen Burschen für meinen Dienst gewonnen,“ rief der Graf, und wies auf Deodat, der mit pochendem Herzen, doch festen Fußes vortrat. Bei seinem Anblicke zuckte Heymeran zusammen;

das bleiche Gelb der Angst wechselte auf seiner Wange mit der dunkeln Röthe des Zornes. Aus seinen kleinen stehenden Augen flammten Blicke voll tödtlichen Hasses auf Deodat. „Vermuthlich werdet ihr mich noch kennen Herr Heymeran,“ begann jetzt Deodat, „wir sehen uns heute nicht zum erstenmal.“ „Wo saht ihr euch denn?“ fragte der Graf nicht ohne Verwunderung. „Wir sahen uns zu Waldsassen,“ erwiederte zögernd und mühsam nach Fassung ringend Heymeran, „als ich von der Reise aus dem Frankenlande zurückkehrte.“ „So habt ihr“ fuhr er mit bitterm Hohne fast drohend fort, „doch die böhmischen Wälder zum Schauplatz euerer Heldenthaten erwählt? Vielleicht bereut ihr es einmal; denn hier zu Lande haben die Eber scharfe Hauer und die Bären fürchterliche Tatzen!“ „Der fürchtet sie nicht,“ rief lächelnd der Graf; „er hat heute ein Probestück abgelegt, das dem ältesten Jäger Ehre machen würde. Gieb ihm, Heymeran, ein gutes Bett und laß es ihm an Wein und Fleisch nicht fehlen; er wird müde und hungrig von der Reise seyn.“

Morgens des andern Tages ließ ihn der Graf rufen, und übertrug ihm die Aufsicht über einen Theil seiner reichen und ausgedehnten Forsten; mit ernsten Worten ermunterte er ihn zur Treue und Wachsamkeit. Als er entlassen wurde, wartete Heymeran auf ihn. Kühl und leicht entschuldigte er sich ob der Verhehlung seines Namens und Standes; „die Aufträge des Grafen,“ sagte er, „seyen die Veranlassung dazu gewesen. Er bat ihn jetzt, Brigitta, sein Weib, die ihn sehnlichst zu sprechen wünsche, zu besuchen. Deodat traf Brigitta in einer seltsamen Unruhe des Gemüthes. Sie empfing ihn freundlich und setzte ihm kaltes Wildpret vor. Sie

bat ihn zu erzählen, wie ihr Bruder Kuno die letzten Tage zugebracht und geendet hätte. Während Deodat erzählte, hing sie mit größter, ja peinlicher Spannung an seinem Munde. Sie weinte und dankte ihm für die Liebe, die er zu ihrem verstorbenen Bruder getragen. Als Deodat sich entfernte, schaute sie ihm nach mit Blicken, welche die Angst ihres Herzens und die Kümmerniß eines bösen Gewissens verriethen. Heymeran aber geleitete Deodat auf seine Stube und verriegelte sie.

„Hört Deodat," hob er an mit ernster Stimme und funkelnden Augen, „du hast meine Warnungen verachtet und bist hieher gekommen und wie ich glaube, zu bösen Dingen. Ja, zu bösen Dingen! — Mich täuschest du nicht! — Was dir auch Kuno gesagt haben mag, er ist ein Schelm und hat gelogen. Hüte dich, auch nur im geringsten den Frieden der Herrschaft und mein Glück zu stören! Deine Strafe würde fürchterlich, würde ein martervoller Tod seyn. Jetzt weißt du, wie wir beide daran sind; darnach richte dich und sey stumm wie ein Fisch!" Deodat wollte antworten. „Schweig," rief Heymeran mit steigendem Grimme; „gut wäre es, wenn du dich sogleich entferntest, noch besser, wenn du nie hieher gekommen wärest. Klug wirst du thun, wenn du sogleich dein Ränzlein schnürrtest und nimmer kömmest. An Reisegeld, an doppeltem und dreifachem, soll es dir nicht fehlen." Mit diesen Worten verließ er in höchster Aufregung die Stube.

Deodat schaute ihm lange voll Sorgen nach; er sah jetzt, daß er es mit einem eben so schlauen als kühnen Manne zu thun hatte, der in der Verzweiflung und Wuth tausend andere große Verbrechen begehen würde, um eines zu verdecken. Seine Verlassenheit fiel ihm jetzt

schwer auf das Herz. Pater Ulrich, auf dessen Beistand er vorzüglich gerechnet hatte, war der Kränklichkeit halber in sein Kloster zurückgegangen und noch nicht heimgekehrt. Um die Unruhe seines Herzens sich zu erleichtern, nahm er seine Armbrust und stieg langsam den Hügel hinab, auf dessen Spitze des Grafen Schloß gebaut war. Einzelne Hütten und Höfe, dessen Bewohner dem Grafen leibeigen waren, lagen an dem Fuße des Hügels und breiteten sich bis zum Saume des Waldes aus. Sinnend und nachdenklich war er an der letzten Hütte vorbeigekommen. „Wartet doch ein wenig, guter Herr,“ rief eine Stimme „und verschmäht den Dank des armen Gozzelin nicht, dem ihr gestern das Leben gerettet habt.“ Deodat wandte sich um und sah einen alten Mann mit verbundenen Arm und Kopf. Es war der Jägersmann, den er gestern aus dem Wasser gezogen hatte. Freundlich lehnte Deodat seine Danksbezeugungen ab und folgte ihm auf sein Bitten in die Hütte. Dort umringte ihn Gozzelin's Weib und Kinder, und küßten ihm im Uebermaße der Freude bald den Saum seines Kleides, bald die rettende Hand. Freundlich wehrte Deodat ab. Mit Betrübniß sah er, wie Armuth und Dürftigkeit hier zu Hause seyen. Gozzelin klagte, daß er wegen seiner Wunde am Arme lange nichts arbeiten könne. Deodat gab ihm Geld und ein Stück Brod, welches er für sein Mittagsmahl zu sich genommen hatte, und versprach öfters zu kommen und zu helfen, wo er helfen könne. Mit Thränen in den Augen dankte Gozzelin und sein Weib.

13.

Deodat führte im Schlosse ein stilles Leben. Mit Heymeran und Birgitta traf er nur selten zusammen; sie wichen ihm überall aus; aber es entging ihm nicht, daß sie ihn heimlich desto schärfer beobachteten. Des Morgens ging er in den Wald und erfreute sich des Lobes, das ihm der Graf ertheilte, wenn er mit reicher Beute heimkehrte. Der Graf war ein Mann von strengem und redlichem, aber jähzornigem Gemüthe. Seiner heiligen Religion hing er mit Eifer an; er haßte die Hussiten und suchte nach allen Kräften, sie und ihre falsche Lehre von seinem Hause und Gebiete fern zu halten. Deodat ehrte den Grafen als seinen Herrn mit Gehorsam und Treue; seine Gemahlin, die Gräfin Anna war der Gegenstand seiner stillen Bewunderung und innigsten Ergebenheit. Mit ungeheuchelter Frömmigkeit, voll Liebe und Treue hing sie an ihrem Gatten und Kinde; gegen ihre Untergebenen war sie die Güte und Milde selbst. Ihre Milde und Barmherzigkeit war aber nicht auf Mathilden übergegangen, die ihre Tochter hieß. Diese war stolz, hochfahrend und gähen Gemüthes und machte denen, die sie umgeben und bedienen mußten, das Leben schwer. Mit stillem Bedauern sah Deodat die Kümmerniß der Gräfin, wenn Mathilde mit hoffärtigen Worten und geringschätzender Kälte diejenigen behandelte, die sich ihr nahten. Es war ihm dann oft, als müßte er ihr zurufen: „Sey getröstet, es ist deine Tochter nicht und kann es gar nicht seyn!“ Mit Verwunderung sah er die Unterwürfigkeit und Demuth, welche Heymeran, der sonst so stolze Heymeran und Birgitta gegen Mathilden bewiesen. Birgitta insbesondere mußte das Meiste von

den Launen und dem Eigensinne des Mädchens leiden; Birgitta trug alles mit Geduld. Wohl mußte es den Beiden schwer werden, von der Beleidigungen und Zornworte zu dulden, die ihnen Alles, die Herrlichkeit und den Glanz verdankte, dessen sie sich so sehr überhob.

Dem Deodat aber wurde in solcher Lage immer schwerer um das Herz. Was sollte er thun! Sehnsüchtig wartete er auf Pater Ulrichs Heimkehr; sie verzögerte sich von Tag zu Tag; wie leicht war es möglich, daß er in solch' unruhigen Zeiten ganz ausbleibe und wie dann? Das machte ihm viel Kümmerniß. —

Eines Tages bemerkte er, daß ihm Kuno's auf Pergament geschriebenes Geständniß sammt Pater Antons Brief an Ulrich, die er in einem ledernen Säcklein mit großer Vorsicht auf seiner Brust zu tragen pflegte, abhanden gekommen sey. Welch' ein Schrecken für Deodat! Mit diesen Briefen schien ihm Alles verloren, die ganze Reise und das ganze Wagniß nutzlos und eitle Mühe. Er kam sich jetzt vor, wie ein Jäger, der auf sein Raubthier abdrücken will, aber den Pfeil verliert und sich schutzlos dem Angriff der wilden Bestie preisgegeben sieht. Er sann hin und her, wie er das Säcklein hätte verlieren können. Er konnte es nicht verloren haben, wie er glaubte, es war zu gut verwahrt. Nur List konnte es ihm, und da nur im Schlafe, geraubt haben. Sein Verdacht fiel auf Heymeran, aber nichts schien diesen Verdacht zu bestättigen. Heymeran wurde sogar gesprächiger und freundlicher gegen ihn; allein mitten in der freundlichen Rede schossen Heymerans Augen Blitze voll Grimmes auf den Jüngling; um seine Lippen zuckte dann ein Lächeln voll Hohn und Bitterkeit. Auch Birgitta zeigte sich gefälliger als sonst; sie lud ihn öfters

ein und machte ihm Geschenke an Wäsche und Kleidung. Aber Deodats Seele ließ sich nicht täuschen. Er sah nur zu gut, wie sie um seine Briefe und um sein Geheimniß wußten. Sie wollten ihn nur sicher machen, um ihn desto gewisser zu verderben. Er kam sich vor wie verkauft und verrathen. Oft drängte es ihn zur Flucht. Aber wie sollte er fliehen? Mit welcher Stirne sollte er treten vor Pater Antons Angesicht? Seine einzige Hoffnung war Pater Ulrich, der gerufen war und von Tag zu Tag erwartet wurde. Es ahnete ihm ein schweres Leiden, und er bereitete sich darauf vor.

In seiner Unruhe suchte er auf der Jagd Erholung; er kam oft ganze Tage nicht nach Hause. Fleißig besuchte er den armen Gozzelin und nie kam er mit leeren Händen. Gozzelin brauchte solche Hülfe. Seine Wunden, obgleich geheilt, ließen ihn doch nicht sobald arbeiten. — Im Schlosse fand er keine Unterstützung; dort mochte man ihn nicht; man munkelte immerfort, er sey ein heimlicher Hussite. Deodat fragte ihn sanft und liebreich, ob es denn also sey; nur zögernd und düster antwortete Gozzelin, es habe ihm gar viel von Huß gefallen, wiewohl nicht Alles. Weitere Erklärungen gab er nicht, und Deodat war zu gutmüthig, um stärker in ihn zu dringen; er warnte aber und bat. —

14.

So hatte Deodat in einer peinlichen Lage, rath- und thatlos, fürchtend und hoffend, sechs Wochen verlebt. Da erkrankte Graf Meinhard; Deodat mußte auf seinen Befehl, nach Heymerans Anweisung im Walde Kräuter sammeln und daraus einen stärkenden Trank

bereiten. Der Trank schien gute Wirkung zu thun. Der Graf erholte sich wieder; allein nach wenigen Tagen stellte sich das Uebel heftiger als je ein und zwar mit starkem Erbrechen. Der Graf wurde mißmuthig und schob die Schuld auf Heymeran, nach dessen Angabe der Trank bereitet worden war. Dieser betheuerte seine Unschuld und gab nicht undeutlich zu verstehen, Deodat, der ohnedem immerfort bei dem hussitischen Gozzelin weile, möchte wohl Böses im Sinne haben gegen den Grafen und sein Leben. Der Graf wollte es nicht glauben; aber Heymeran wußte ihm in so beredter Schlauheit und in anscheinend so triftigen Gründen Verdacht gegen Deodat beizubringen, daß er mißtrauisch wurde und Deodats heimgebrachte Kräuter zu untersuchen befahl. Auf dieß mochte Heymeran gewartet haben. Er brachte drei Abende nach einander dem Grafen die Kräuter welche Deodat im Walde gesammelt haben sollte. — Wie erstaunte dieser, als sich wirklich Giftpflanzen unter ihnen fanden! — Seine Wuth kannte keine Gränzen; er ließ Deodat binden und in den tiefsten Kerker der Burg werfen. „Giftmischer,“ scholl es ihm von allen Seiten entgegen, „verruchter Giftmischer, du wirst eines fürchterlichen Todes sterben!“ —

Deodat aber seufzte und rang die gefesselten Hände zum Himmel. Er bereitete sich zum Tode vor, und verlangte nach geistlicher Hülfe. Sie wurde ihm versagt. Seine Bitte, sich vor dem Grafen vertheidigen zu dürfen, wurde ihm abgeschlagen. Er sey überwiesen, hieß es. Da bat er den Himmel um Gerechtigkeit und um Barmherzigkeit für diejenigen, die ihm Ehre und Leben nehmen wollten. Er brachte vier Tage und Nächte in dem feuchten Loche zu. Schlangen und Nattern waren

seine Gefährten, sie frassen ihm das Hungerbrod und ihre Bisse verwundeten ihn, daß er blutete. Er aber war ruhig, verzieh Allen und war auf Alles gefaßt. Er dankte dem Herrn für das, was er ihm gesandt, und bat nur um einen leichten Todeskampf und um ein Plätzlein im himmlischen Hause. Tröstend schwebte dann öfters Pater Antons Gestalt vor seinen Augen. Er empfahl Gott dem Allgerechten die Enthüllung des Verbrechens, das ihm aufzudecken nicht erlaubt seyn sollte, und harrte seinem Ende entgegen. — Da trat eines Morgens Heymeran mit zwei Knechten, die Zangen, Hämmer und ein Gefäß mit glühenden Kohlen trugen, zu ihm ein. Heymeran schaute ihn lange an mit der höhnischen Lust der Rache, die ihr Opfer zerreißen will. „Du mußt sterben, Deodat!" rief er ihm zu, „so will es der Herr; doch sollst du — dank es seiner Gnade — sterben den Tod eines Jägers." — Deodat neigte seufzend sein Haupt und schwieg. Die Knechte nahmen ihn jetzt und führten ihn hinaus in den Wald. Dort hörte er das Brüllen eines Hirschen; Deodat zuckte zusammen; er ahnete jetzt sein schreckliches Ende. Zwei Knechte hielten das wilde Thier, das laut aufbrüllte, mit den Füßen ausschlug, mit dem mächtigen Geweihe die Erde aufwühlte und Blätter und Zweige herumwarf. Jetzt schmiedeten sie den Unglücklichen mit Händen und Füßen an das unbändige Thier; es tobte und schlug brüllend um sich; da trat Heymeran noch einmal voll Rachlust zu dem Armen. „Jetzt suche des Grafen Kind," flüsterte er ihm höhnisch in die Ohren; „deine Briefe werden schon bestellt; — einen Gruß an deinen Vater!" „Verruchter, zweifacher Mörder," schrie Deodat, „weh dir, daß du noch Spott treibst mit Menschen in der Todesangst!

Hört es ihr Knechte und sagt es euerm Herrn! Heymeran hat euern Herrn um das Kind gebracht und ihm sein eigenes aufgedrungen!" Heymeran ergriff wüthend einen Stein und warf ihn nach Deodat, der von dem wilden Thiere mit Blitzeseile fortgeschleppt wurde. Der Stein traf den Hirschen, daß er aufsprang und mit verdoppelter Wuth fortrasete. —

15.

Pfeilschnell, wüthend eilte der Hirsch mit Deodat durch die Wälder; der ungewohnten Last sich zu entledigen, schlug er, sprang er brüllend in die Höhe; bald drückte er sich an die Bäume, wobei Deodats Haupt und Leib fürchterlich litten. Die Sträucher und spitzigen Zweige, durch die sich das Thier drängte, verwundeten Deodats Antlitz, daß bald aus tausend Wunden das helle Blut herabperlte. Todesangst befiel seine Seele; sein Seufzen und Aechzen mischte sich mit dem Brüllen des Hirschen; anfangs betete er, doch bald versagte ihm die Sprache, und das Blut floß ihm aus den Wunden in den Mund. Das Stoßen und Schütteln des Thieres zermalmte sein Gebein und schnitt durch, wie mit scharfen Messern. Von Zeit zu Zeit legte sich der Hirsch wie ermüdet nieder; doch bei dem geringsten Geräusch sprang er voll Schrecken in die Höhe und eilte von dannen. Die wilden Vögel des Waldes stiegen bei dem Brüllen und Lärmen des Hirsches auf, und umflatterten, den Raben gleich, die dem Aase nachstellen, den halbohnmächtigen Deodat und mehrten mit den Bissen ihrer Schnäbel und dem Stoßen ihrer Krallen seine Wunden. Ihr Gekrächze erschreckte den Armen und erklang ihm

wie die Stimmen höhnischer Geister, die an den Martern und Qualen der Menschen Gefallen finden. Blut mit Schweiß vermischt, den ihm die Hitze und die Angst auspreßte, floß von seinem Gesichte und seinem Körper. Glühender Durst vermehrte Deodats unsägliche Schmerzen. Oefters kam der Hirsch an sprudelnde Quellen und stillte in mächtigen Zügen seinen Durst; kühl und lieblich drang des Wassers frischer Duft an seine brennenden Lippen; aber kein Tröpflein erquickte die lechzende Zunge; er seufzte getränkt zu werden, wie Christus der Herr, mit Galle und Essig. Es ward ihm nicht! In solchen Augenblicken, wenn das Thier trank oder ermüdet rastete, rang Deodat mit der letzten Kraft zu Gott zu beten. „Kreuz Christi," klagte er dann, „wie hart bist du! Blut Christi, tränke mich, denn ich bin durstig, wie Du am Kreuze!" Aber die ersehnte Erquickung, recht brünstig zu Gott dem Herrn zu seufzen und zu klagen, ward ihm nicht zu Theil. Mit mächtigen Sätzen sprang das Thier erschrocken auf, wenn es im Liegen Deodats Schatten, oder im Spiegel des Wassers sein Bild erblickte. Mit verdoppelter Wuth schlug es und schüttelte sich dann und warf sich und Deodat an die Bäume, daß dieser von gewaltigen Schlägen betäubt, und nur durch die erneuerten fürchterlichen Schmerzen aus der Ohnmacht geweckt wurde. So ward es Abend, die Sonne ging unter; der Hirsch aber eilte rastlos fort, mit dem mächtigen Geweihe sich durch alle Büsche und Sträucher Bahn brechend. Die Wälder wurden jetzt heller und freundlicher; Schaafe blöckten und die Glocken der Kühe und Rinder tönten jetzt in Deodats Ohren, sie schollen ihm wie Engelsklänge, die ihm seine Erlösung verkündigten. Er hoffte auf baldigen Tod; denn schwarzes

Dunkel umflorte seine Augen und kaum noch hob sich die müde Brust unter der Last der Schmerzen. Da sprang auf einmal der Hirsch hoch auf; er brüllte fürchterlich laut auf und stürzte zusammen. Schwer und müde hob Deodat das blutgeronnene Auge auf und sah mit Entsetzen, wie ein Bär den Hirschen bei dem Genicke niedergerissen hatte, und eben beschäftigt war, ihm das Blut auszusaugen. So sollte er noch das Schrecklichste leiden, so sollte er des gräßlichsten, martervollsten Todes sterben und lebendig gefressen werden von einer Bestie! Stumm und unverwandt schaute Deodat in höchster Seelenangst, und unter den fürchterlichsten Schmerzen auf den Bären. Dieser fraß gierig an dem Fleische des Hirschen. Von Zeit zu Zeit warf das Raubthier funkelnde Blicke auf ihn und bewegte sich langsam, heftig und lärmend fressend, immer näher ihm zu. Deodat ahnte, als würde er aufgehoben zum Dessert für die gräßliche Mahlzeit. — Seine Angst stieg bis zur Verzweiflung; er wollte um Hülfe schreien, die Stimme versagte ihm; da wandte er seine Augen im Walde umher nach Hülfe, und sieh, es traf auf ein Kreuz, das aus den nahen, dichten Gebüschen im Strahle der untergehenden Sonne himmlisch mild und tröstend auf ihn herabschaute. Da schlossen sich seine Augen, als hätten sie gefunden, was sie gesucht. Jesus, — Maria, hauchte er, steht mir bei in meiner Todesstunde! Der Bär aber legte sich, um bequemer den Bauch des Hirschen zerreißen zu können, brummend über Deodats Leib und fraß mit wilder Gierde fort. —

16.

Mutter, muß dich nochmals grüßen,
Muß dich heute nochmals seh'n,
Muß dein Kindlein nochmals küßen
Und dann gleich nach Hause geh'n.

Gerne möcht' ich dir was geben,
Aber ach, was hab' ich denn?
Blümlein nur kann ich dir geben,
Aber Blümlein zart und schön.

Veilchen sucht' ich dir im Thale,
Lilien am Bache hier;
Fand gar viele, band sie alle
Als ein Kränzlein dir zur Zier.

Rosen eilt' ich dir zu pflücken,
Sieh nur, wie die Röslein glüh'n!
Nimmer werden sie dich drücken,
Denn kein Dörnlein ist mehr drin.

Mit Lilien will ich krönen,
Deine Stirne, Gottesbraut,
Schau' sie glänzen wie die Thränen,
Als dein Aug' auf's Kreuz geschaut!

Und mit Rosen frisch gewunden,
Schmück' ich deine heil'ge Brust,
Ach, die Brust voll Schmerzenswunden,
Aber jetzt voll Himmelslust. —

Mutter, liebe Mutter schaue
Gnädig doch die Blümlein an;
Feucht sind sie vom Abendthaue,
Und die Nacht bricht jetzt heran.

Mutter, wollest uns behüten,
Bitt' für uns um sanfte Ruh';
Bitt' Erquickung für die Wunden
Du schließ' uns're Augen zu.

Laß' mich ruh'n in deinen Armen
Neben deinem Söhnelein,
An dem Herzen voll Erbarmen,
Ruhen bis zum Morgenschein.

Mutter, zarte Mutter stehe
Deinem armen Kinde bei,
Rette, rette, wann ich flehe:
Mutter, hilf! Maria hilf!

„Maria, hilf! Maria, hilf!" schrie Deodat, dem der Gesang das Band der Zunge gelöset zu haben schien, mit der letzten Kraft; aus der Todesnacht erhob er seine Augen, er sah, wie ein kleines Mädchen durch das Buschwerk zu ihm sich hinwand. „Heilige Jungfrau!" rief die Kleine erschrocken und rang die zarten Händlein, „was ist das! Zotto, du wildes Thier! was treibst du da;" drohend hob sie den Hirtenstab gegen den Bären. Dieser richtete sich bei diesen Worten, dehnend und streckend, langsam vom Grase auf und legte sich schmeichelnd zu den Füßen des Mädchens, das ihm wohl bekannt seyn mußte. Das Mädchen aber kniete vor Deodat nieder, trocknete ihm mit dem Schürzlein das perlende Blut aus den Wunden des Gesichtes und suchte ihn aus der Ohnmacht zu erwecken. Deodat schlug die Augen auf und schloß sie wieder. Mit sanfter Stimme tröstete ihn die Kleine und ergriff jetzt eine Pfeife von Elfenbein, die sie um den Hals an einem Schnürlein trug, und in hellen Tönen scholl es jetzt

durch den Wald. Bald rauschte es in den Blättern und ein großer Mann mit einem Filzhut auf dem Kopfe und einen eisenbeschlagenen Stock in der Hand, trat hervor. „Hans, eile, eile," rief die Kleine, „eile zum Vater; erzähle ihm das schreckliche Unglück, sag ihm, er solle kommen mit einer Bahre mit weichen Bettkissen." Der Knecht eilte fort, ohne ein Wort zu sprechen. Das Mädchen holte Wasser aus der nahen Quelle, wusch Deodat's wundes Haupt und flößte ihm frisches Wasser ein. Das erquickte ihn wunderbar, er schlug die Augen auf und stammelte leise Dank. Die Kleine tröstete ihn mit der Ankunft baldiger Hilfe. Sie blieb bei ihm und stützte sein Haupt mit den zarten Händen. An ihrer Seite lag der Bär still und ruhig, nur zu Zeiten brummend, als wollte er sein Mißvergnügen über den Verlust solch edler Beute zu erkennen geben.

Nach einer Stunde kamen zwei Männer mit einer in der Eile gemachten und mit Bettkissen und Stroh überbreiteten Tragbahre. Sie schnitten Deodat von dem Hirschen los, legten ihn auf die Bahre und trugen ihn vorsichtig und sanft fort. An seiner Seite ging Anna — so wurde die Kleine von den Trägern genannt — und sprach tröstend zu dem Armen. Der Bär wollte ihnen folgen; doch als ihm Anna drohte, kehrte er brummend in den Wald zurück. Still und ruhig ging der Zug fort; der Wald endigte sich; von ferne hörte man das Klappern einer Mühle und das Brausen der Wässer. Durch ein tiefes Thal trug man Deodat zur Mühle. Voll Mitleid nahm der Müller den Unglücklichen auf; man wusch seinen Körper, verband die vielen und tiefen Wunden des Kopfes und legte ihn dann in ein reinliches Bett. Schnell wurden für ihn Umschläge und

Getränke bereitet; während der Nacht wachten bei ihm eine ältliche Frau und Anna, seine Retterin, die nicht zur Ruhe gehen, sondern durchaus bei Deodat und ihrer Base — so nannte sie die Frau — bleiben wollte. Deodat brachte die Nacht unter fürchterlichen Schmerzen und Peinen zu. Es war ihm, als wären seine Beine und Knochen von dem Stoßen und Schlagen des wilden Thieres wie zermalmt. Ein heftiges Fieber schüttelte seine Glieder bald mit Frost, bald mit glühender Hitze. Der Gewalt der Schmerzen und der Krankheit kam die Liebe der Pflege und Wartung gleich. Die Base und Anna wichen nicht von seinem Lager; insbesondere zeigte die Kleine für ihn die größte Liebe und Sorgfalt; sie reichte ihm die Getränke, sie wusch die Wunden seines Hauptes und seiner Glieder, sie sang ihre unschuldsvollen frommen Lieder und betete ihm vor. Auch der Müller, Vater Georg, ein ernster gütiger Mann, kam, so oft es sein Geschäft erlaubte, zu Deodat's Bette, und suchte ihn voll freundlicher Theilnahme zu trösten. Wer hätte den bleichen, von tausend Wunden zerrissenen Jüngling ohne Rührung und Mitleid betrachten können? Solche Anstrengungen, solche Liebe und Wartung auf der einen, solche Geduld und Demuth auf der andern Seite konnten nur schöne Früchte bringen. Die Wuth der Krankheit brach sich und Deodat fühlte sich von Tag zu Tag besser. Wie dankte er dem Herrn, der ihn so wunderbar vom zweifachen, so unvermeidlich scheinenden Tode gerettet und hier mit solcher Liebe und Pflege begnadigt hatte. — Bald gewann er Stärke genug, um sein Schicksal und Unglück auf Graf Meinhard's Burg zu erzählen. Tief bewegt, mit seltsamer Spanung des Gemüthes hörte ihm Vater Georg zu; in

tiefer Rührung und dem innigsten Mitleide beklagten Anna und Therese die Leiden des Armen. Deodat dankte den Guten aus der ganzen Fülle seines Herzens; still und freundlich lehnte der Müller den Dank ab; Anna weinte Freudenthränen, daß der, den sie gerettet, genesen und zum frischen Leben täglich mehr und mehr erstärke. „Wie es hat nur so kommen müssen," sagte die Kleine; „ich hatte während des Hütens im Walde Blumen gesammelt und wollte sie Morgens der heiligen Jungfrau am Kreuze bringen; aber es ließ mir keine Ruhe; es war mir, als müßte ich noch heute hingehen, die Heilige mit Blumen schmücken und zu ihr beten. Gewiß, es hat mich die heilige Mutter selber angetrieben! Wie gut war es, daß ich folgsam war und hinging; wer weiß, was dir der Bär gethan hätte!" „Hattest du denn keine Furcht vor dem Bären?" fragte Deodat. „Ja," versetzte Anna; „ich erschrack anfangs sehr; aber ich sah es gleich, daß es Zotto war, der thut mir nichts zu Leide." Nun erzählte Anna, wie sie vor zwei Jahren nach einer großen Wasserfluth auf den Bergen das halbtodte Junge eines Bären gefunden und es mitleidig nach Hause getragen. Dort hätten sie und alle das Thier recht gut gehalten, später aber wäre der Bär groß und ungezogen geworden, und sey immer zu Hause geblieben; als aber der Hans ihm wie einem Esel habe die Mehlsäcke aufladen wollen, da sey er wieder in den Wald gezogen; er komme aber oft zur Mühle, wo er immer Futter und gute Speisen antreffe. Deßhalb thut der Bär keinem von der Mühle etwas zu Leide." — Mit Blicken voll des innigsten Dankes betrachtete Deodat das kleine, treuherzige Mädchen. Die lieblichen frommen Züge, die jetzt der Purpur der Scham

und holder Freude röthete, kamen ihm in diesem Augenblicke so bekannt vor; es war als ob er diese Züge, nur älter, schon früher, nicht hier, sondern anderswo erblickt hätte. Das sind die Züge der Gräfin Anna, rief ihm eine innere Stimme zu, und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen; Anna, Graf Meinhard's Kind! Wäre es möglich? Durch und durch fühlte er sich bei diesem Gedanken erschüttert. Seine Augen wandten sich nimmer von der Kleinen, die in holder Geschäftigkeit ihm Erdbeeren vorsetzte und ihm Honig auf das weiße Brod aufstrich. Aus jedem ihrer Züge schien ihm das Bild der guten Gräfin zu lächeln. Kuno, der sterbende Kuno schwebte jetzt vor seinen Blicken; jedes Wort des Sterbenden wiederhallte im Innern seiner Seele. „Beim Müller,“ war sein letztes Wort. Sinnend und nachdenkend, Gott um Erleuchtung bittend, erwog er alles. „Anna,“ fing er jetzt an, „Anna bist du schon gefirmt?“ „Ja, vor fünf Jahren zu Prag,“ erwiederte lebhaft, wie von einer angenehmen Erinnerung ergriffen, die Kleine; „da hat mich der Vater zur heil. Firmung geführt, und Therese war meine Firmpathin. Warte nur, ich will dir mein Pathengeschenk zeigen, es ist gar so schön.“ Eilig lief sie fort und brachte ihm eine Schnurr von schwarzen Haaren, woran unten ein goldenes Herzlein hing. Deodat kannte sie am ersten Blick. „Anna, Anna,“ rief er, „mein Kind, mein theuerstes Kind! Herr, wie wunderbar sind deine Wege!“ Erstaunt und verwundert betrachtete ihn das Mädchen. „Deodat,“ fragte sie besorgt, „bist du nicht wohl; du weinst ja gar!“ „Mir fehlt nichts,“ erwiederte er; „ich war nie gesünder, nie so glücklich; o Anna, o mein Kind!“ Die Rührung überwältigte ihn; sanft drückte er die Kleine von

sich, die sich ihm bekümmert genaht hatte, und suchte im Freien die Einsamkeit. Dort knieete er nieder und weinte süße Thränen, wie er sie nie geweint hatte. Dort dankte er dem Herrn, pries seine Allmacht und Weisheit, die ihn durch Todesgefahr zum Kinde geleitet.

17.

Abends desselben Tages, als Anna und Therese sich bereits zur Ruhe begeben, saß Vater Georg an Deodat's Bett, der heute von Freuden-Ueberraschung angegriffen, früher die Ruhe gesucht hatte. „Ich bitte euch, Vater, „hob Deodat nach langem Sinnen an, „beantwortet mir in aller Wahrheit eine Frage, die für mich, für euch und für gar viele von größter Wichtigkeit ist.“ „Fragt,“ erwiederte dieser verwundert, „ich will euch und Allen die Wahrheit sagen, so gut ich sie weiß.“ „So sagt mir,“ fuhr Deodat voll Ernst und Erwartung fort, „so sagt mir, bei Gott und euerm Gewissen, ist Anna, euer leibliches Kind?“ Der Müller aber schaut den Frager mit großer Bewegung, auf das Höchste überrascht an. „Ich habe euch,“ erwiederte er unmuthig, fast zürnend, als einen Gast aufgenommen in mein Haus und euch gepflegt, wie meinen Sohn, dieß gibt euch aber kein Recht, unbescheidener Massen um Dinge zu fragen, die mich so nahe, euch aber nicht im geringsten angehen!“ „Mehr als ihr glaubt,“ rief lebhaft Deodat; „so kommt ihr mir nicht aus.“ „Ich sage es euch, Anna ist nicht euer leibliches Kind; das verrathen die Züge ihres Gesichtes, die nicht die euern sind. Anna ist nicht euer Kind, das bezeugt die Schnurr,

die sie um den Hals trägt und die ich gut kenne; Anna ist nicht euer Kind, das verräth euere Bestürzung und euere ausweichende Antwort auf meine gerade Frage!" — Der Müller stand jetzt erschüttert auf; „woher wißt ihr denn Alles? Und wenn ich nicht Annas Vater bin, wer sind dann des Mädchens Eltern?" Ich kenne sie," sprach ernst Deodat. „Hört mich an!" Nun erzählte er dem Müller, was ihm Kuno in Betreff des Kindes am Sterbebette gestanden, und wie der Graf und die Gräfin durch ein fremdes Kind getäuscht worden wären. Mit ernsten, erschütternden Worten hatte ihm Deodat das unselige Ereigniß vorgetragen. Mit größter Spanung und Bewegung hatte der Müller zugehorcht. „An euch ist es nun," schloß Deodat, „der Wahrheit ein Zeugniß zu geben, Heymerans schändlichen Betrug zu entdecken und das Kind den gräflichen Eltern zurückzugeben, die so viele Jahre ihre Liebe an ein fremdes Kind verschwendet haben." Der Müller seufzte tief auf; es brauchte lange Zeit, ehe er sich erholen und Kraft zum Sprechen finden konnte.

„Ja ihr habt Recht," begann er gepreßt, „Anna ist nicht mein Kind; ich war zwei Jahre verehelicht, da starb mein einziges Töchterlein und mein Weib erkrankte auf den Tod. Ich beschloß in der Angst meines Herzens, nach Prag zur Mutter Gottes zu wallfahrten und dort Hilfe zu suchen. Auf meiner Rückkehr mußte ich verschiedener Geschäfte halber einen Umweg machen und kam auf das Schloß des Grafen zu. Dort, als ich des Abends den Wildbach entlang ging, hörte ich Wimmern und Aechzen, wie eines Kindes. Mein Hund fand es sogleich; im Schilf lag das Kindlein, wie von Engeln behütet, naß frierend. Ich hob es auf und hatte

damit die größte Freude. Ich meinte, es hätte mirs die heilige Mutter geschickt für das, welches ich verloren hatte; das Kind wird mein Weib trösten, dachte ich, und ihr helfen zur Gesundheit. Damit mir ja niemand das Kindlein nähme, schlug ich mich durch Wälder und öde Gegenden. Mein Weib hatte die größte Freude, als ich ihr das schöne Kindlein in die Arme legte, und wir liebten es bald mehr, als unser verstorbenes. Mein Weib aber starb, als Anna fünf Jahre alt war; da wurde ich traurig und mein Gewissen machte mir öfters Vorwürfe, als hätte ich den Eltern das Kind gestohlen. Aber ich hätte es nimmer herlassen können; es wurde mir bald lieber als mein Leben. Wohl weiß ich noch, was ihr mir erzählt habt. Zu Prag in der Domkirche sah ich den fremden Mann, den Kuno, der mit seinen starren, verdächtigen Blicken auf das Kind, mich so ängstigte. Ja, wenn es so ist, und daran kann ich nimmer zweifeln, so will ich gerne meine Schuld, meine große Schuld gutmachen; wir wollen zu dem Grafen gehen und ihm das Kind zurückgeben; ich will die Eltern auf den Knieen um Verzeihung bitten: gewiß sie werden mir verzeihen und auch Anna wird mir nicht zürnen; denn ich habe ihr Alles Gute gethan!" Deodat sprach jetzt tröstend zu dem Betrübten. Der Müller aber stand auf; sein Gesicht war blaß, seine Augen von Thränen feucht, und voll Trauer wünschte er Deodat eine gute Nacht.

Des andern Tages schien der Müller gefaßter. Er berieth sich eifrig mit Deodat, wie Heymeran's Tücke könne vereitelt und Anna den rechten Eltern zurückgegeben werden. — Deodat wollte nach Waldsassen zurückkehren, die wunderbare Auffindung des Kindes

dem Pater Anton melden und ihn auf das neue um Rath und Hilfe bitten. Vor allem schien es ihm nothwendig, die Briefe mit Kunos Geständniß, um die er durch Heymeran gekommen, durch Pater Anton auf das neue sich aufsetzen zu lassen. Der Müller sollte derweilen mit Anna nach Prag ziehen und dort, in Sicherheit vor allen Gefahren, Deodat's Ankunft erwarten.

Aber ach! es kam ganz anders. Die Hussiten, welche bisher diese Gegend Böhmens verschont hatten, drangen vor und wütheten mit Brand und Mord. In einer Nacht überfielen sie die Mühle. Mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigten sich der Müller und Deodat mit den Knechten. An Deodat's Seite wurde der Müller getödtet und Therese, die gute Base, sank von einem brennenden Balken erschlagen. Da nahm Deodat, der Alles verloren sah, das Mädchen und floh durch mächtige Hiebe sich Bahn brechend, verfolgt, doch nicht erreicht, in den nahen Wald. Unaufhaltsam, rastlos eilte er durch das Dickicht, bis Anna ermüdet und weinend zu Boden sank. Sie klagte um Vater Georg und um Therese; ihr Jammer zerschnitt Deodat's Herz; nur mit Mühe gelang es ihm, sie einigermassen zu trösten und aufzurichten; aber seine eigene Seele war voll Angst und Kümmerniß. Durch unermeßliche Wälder führten die Pfade, deren Spur so leicht verloren war. Durst und Hunger quälten sie oft. Beeren und wilder Honig war ihre spärliche, kümmerliche Nahrung. In der zweiten Nacht sahen sie plötzlich ganz in der Nähe ein großes Feuer, um welches Männer mit Schwertern und Spießen gelagert waren. Mit dem Muthe der Verzweiflung gingen sie darauf los. Es waren die Reisigen eines katholischen Grafen, zur Spähe ausgesandt gegen die

Hussiten. Freundlich nahmen die Knechte die Flüchtlinge auf, labten sie mit Wein und Brod und luden sie ein, des andern Tages mit ihnen auf die Burg ihres Herrn zu ziehen, der gastlich und mitleidig gegen alle Fremde und Hilflose sey. Mit Dank nahm Deodat dieses Anerbieten an.

Des andern Tages erreichten sie die Burg des Grafen Sulislaus. Der Graf nahm sie gütig auf und erkundigte sich sorgsam um die Zahl und die Anführer der Hussiten. Was ihm Deodat berichtigte schien ihn sehr zu bekümmern. Er forderte Deodat auf, ihn auf dem Zuge zu begleiten, den er in wenigen Tagen zu unternehmen vorhätte. Deodat erfuhr jetzt, daß Graf Meinhard's Burg belagert sey; die Hussiten davon abzutreiben, hätte sich Sulislaus mit mehrern andern böhmischen Herren gerüstet. Welche Gefühle erregte diese Aufforderung in Deodat's Herzen! Er sollte nun kämpfen für denjenigen, der ihn ungehört verdammt; er sollte kämpfen für Heymeran, dem zweifachen Mörder. Aber Deodat's Herz kannte keine Rache. In dem wundersamen Zusammentreffen solcher Umstände konnte sein frommes Gemüth die Hand der Vorsehung nicht verkennen. Vielleicht wollte sie, so hoffte Deodat, das Kind dem Vater zuführen und das Verbrechen enthüllen. Deßhalb sagte er mit Freuden zu.

Anna zeigte sich sehr bekümmert, als sie hörte, Deodat wollte mit den Kriegsleuten ziehen; die Frau des Thürmers im Schlosse hatte sich ihrer mitleidig angenommen, weil sie, — so sagte die Frau, — einer edlen Dame in der Nachbarschaft, der Gemahlin des Grafen Meinhard gar so gleiche. Deodat war zu besorgt für Anna,

um sie den Gefahren des Zuges auszusetzen. Aber Anna wollte sich von Deodat nicht trennen. „Sie hätte," jammerte sie, „Vater und Base verloren, und niemand sey ihr geblieben, als Deodat; bei ihm wolle sie leben oder an seiner Seite sterben." Deodat's Bitten und Vorstellungen waren vergebens; mit seltsamer Hartnäckigkeit bestand die Kleine darauf, ihm zu folgen, und Deodat, einer geheimen Stimme folgend, gab nach, da er hörte, auch die Thürmerin wolle ihrem Manne folgen. Gerne erbot sich diese, Anna auf dem Marsche in ihre Obhut zu nehmen.

Nach wenigen Tagen brach Graf Sulislaus mit seinen Reisigen auf. Zu ihm stießen, während des Marsches, die Kriegshaufen der andern Herren. Bald sah Deodat des Grafen Burg, die Burg seiner Schmerzen vor sich liegen. Er erinnerte sich der Ahnungen, die sein Gemüth betrübten, als er sie vor drei Monaten zum erstenmal erblickte; und dieselben Ahnungen, düster und drohend, stiegen auch jetzt in ihm auf; er war gewiß, bald und hier müsse sich Wichtiges für ihn und Anna's Sache ereignen. Er schaute öfters nach Anna zurück; diese aber blickte ihn immer heiter und muthig an; von Zeit zu Zeit brachte sie ihm Wein und Brod zur Labung. Da war es dem Jünglinge oft, als müsse er zu ihr sagen: Kennst du nimmer das Schloß deines Vaters, deinen Geburtsort? Nur mit Mühe hielt er sich zurück. — Als die Hussiten die Annäherung ihrer Feinde gewahrten, zogen sie ihnen entgegen. Bald entbrannte der Kampf. Die Belagerten fielen aus; Deodat sah an ihrer Spitze den Grafen Meinhard, der voll ritterlichen Muthes in die dicksten Haufen der Feinde

drang. Aber der Kampf wurde bald entschieden. Der fanatischen Wuth der Hussiten, ihrer bessern Kriegszucht konnten die schwachen Schaaren der böhmischen Edelleute nicht widerstehen; sie wurden durchbrochen und flohen. Noch stand Deodat und seine Schaar; er sah es, wie Graf Meinhard, der mit verzweifeltem Muthe die Seinigen zur Tapferkeit ermunterte, mit dem Roße stürzte, sich erhob und wieder verschwand. Deodat trachtete, sich zu ihm durchzukämpfen und ihm zu helfen. Doch auch sein Haufe lösete sich auf; fortgerissen in die allgemeine Flucht, floh auch Deodat, um sich und Anna zu retten. Ein kleines Wäldlein war den Weibern und Kindern, die ihren Gatten und Vätern folgten, als Zufluchtsort angewiesen worden. Dorthin floh Deodat und suchte Annen. Noch war sie da, obgleich die meisten ihrer Begleiterinnen schon die Flucht ergriffen hatten. Ihre Freude hatte keine Gränzen, als sie Deodat gerettet zurückkehren sah. Dieser ermahnte dringend zur Eile. Zu spät! Schon hatten die Hussiten ihnen den Weg abgeschnitten. Deodat focht mit den Wenigen, die sich um ihn gescharrt hatten, mit dem Muthe der Verzweiflung; die meisten seiner Kampfgenossen sanken unter den mörderischen Hieben der Hussiten. Er kämpfte hoffnungslos fort. „Ergib dich Deodat," rief jetzt eine bekannte Stimme. „Gozzelin!" erwiederte dieser in freudiger Ueberraschung, „da hast du mein Schwerdt!" Gozzelin nahm es. „Mein Gefangener," sprach er ernst und fest zu den Hussiten, die mit mordlustigen Augen und aufgeschwungenen Schwertern Deodat bedrohten. „Thut ihm nichts zu Leide. Er hat mir das Leben gerettet."

18.

Gozzelin führte jetzt Deodat und Anna, welche in dem Entzücken ihres Herzens Gozzelins rauhe Hand mit ihren Küssen bedeckte, aus dem blutigen Gefechte. Deodat erzählte ihm, wie wunderbar er von dem Herrn errettet worden sey. Gozzelin seiner Seits versicherte ihm, er habe seinen Augen gar nicht trauen wollen, als er ihn im Kampfe erblickte. Beide äußerten ihre herzliche Freude, einander wieder zu sehen. Deodat dankte ihm mit tiefer Rührung für seine Rettung. „Gozzelin, bist du jetzt wirklich ein Hussite geworden?" fragte er betrübt. „Ja, weil die ganze Welt mit Gewalt mich dazu machen wollte," versetze dieser ernst und unmuthig; „nach deiner Entfernung ging es mir immer schlechter; der Graf und Heymeran haßten und plagten mich, wo sie konnten und trieben mich zuletzt von meinem Hause ins Elend. Da schwur ich ihnen Rache und sieh, dort weht unsere Fahne auf seiner Burg." Deodat sah mit Schrecken hin. Es war so; die Besatzung des Schlosses hatte sich ergeben. Was mochte aus dem Grafen und seiner edlen Gemahlin geworden seyn? Dieß bekümmerte ihn sehr. Doch Gozzelin konnte ihm keine Auskunft geben.

Sie kamen jetzt auf einen freien Platz. Unter einer einzelnen, gewaltigen Eiche hatten sich mehrere Hussiten gelagert; sie tranken, sangen und spielten. Gozzelin ermahnte jetzt den Jüngling zur Vorsicht und Klugheit; „es seyen," sprach er, „hitzige Fanatiker, die bei dem kleinsten Worte zur Wuth gereizt werden." Deodat verhieß es, und ermuthigte Anna, die ängstlich und furchtsam sich an ihn schmiegte.

Wilde Gestalten mit düstern Zügen des Gesichtes und drohenden Blicken schauten ihnen entgegen, als sie sich genaht hatten. Einer der Hussiten, — es schien ein Anführer zu seyn, — saß auf einer Trommel, während die andern auf dem Boden gelagert waren. An seiner Seite lag ein bloßes Schwert, er hatte den Kopf verbunden und noch quolen einzelne Blutstropfen über das schwarze, struppichte Haar. Ihm zunächst saß ein junger Geselle, der sich so eben den Harnisch abgeschnallt hatte, und den vollen Flaschen munter und eifrig zusprach. Ueber alle hinaus ragte ein Mann von riesiger Größe mit rothem Barte und feurigem, aufgedunsenem Gesichte; neben ihm lag die Armbrust und die blutigen Bolzen. Mit seinen kleinen, stechenden Augen schaute er bald auf die Ankömmlinge, bald auf die Würfel, in wildem Grimme fluchend, wenn die Würfel ihm zum Unglück fielen. Mehrere der andern Hussiten hatten ein großes Feuer angemacht und brieten ein Kalb; andere lagen halbberauscht und ermüdet im Grase und schliefen, während andere die errungene Beute zu verhandeln und vertrödeln suchten. „Was bringst du da? Gozzelin," fragte der Hussite, der auf der Trommel saß, mit rauher, eintöniger Stimme. „Einen Gefangenen, Hauptmann, der mir zweimal das Leben gerettet hat." „Leben um Leben, Tod um Tod," erwiederte düster der Hauptmann; „es sanken heute der Brüder vom Berge Tabor gar viele!" (Taboriten, Brüder vom Berge Tabor, nannten sich die Hussiten). — „Das Bürschlein hat ein Gesichtlein, wie ein Pfäfflein," sprach der junge Geselle, den die andern den Prager hießen; „nur zu mager ist's." „He Butzlaw," fuhr er fort und wandte sich zu dem Rothbart, „du bist ihm am nächsten; schau ihm

auf die Glatze.“ „Bücke dich,“ befahl dieser; Deodat aber regte sich nicht. Da langte Butzlaw mit seiner Hand, ohne sich vom Boden zu erheben, nach Deodat's Schultern und drückte ihn mit gewaltiger Kraft so tief, daß er bequem die aufgetragene Untersuchung anstellen konnte. „Fehlt die Glatze,“ sprach jetzt unmuthig der Rothe; „aber der Teufel traue den Schelmen; sein Gesicht aber ist gar zu fromm, entweder ist er einer, oder er wird einer; mein Vorschlag ist jedenfalls, ihn abzuthun.“ „Mit nichten,“ rief entschlossen und kühn Gozzelin, „er ist mein Gefangener und geht euch nichts an.“ „Ruhig,“ drohte Czelaus, der Hauptmann, „keinen Streit!“ „Es ist aber doch gegen alle Kleiderordnung, daß einer sterben soll, wegen eines frommen Gesichtes;“ meinte der Prager, der inniges Mitleid mit Deodat zu haben schien; „freilich, bei uns werden die frommen Gesichter und Gerichter alleweil seltner, und wir wären darum in der größten Noth, wenn nicht Butzlaw mit seinem rosigen Gesichtlein und seinem Heiligenschein es mit der ganzen Legion der unschuldigen Kindlein aufnähme.“ Da lachten Alle, Butzlaw aber ballte voll Grimm und Zorn drohend die Riesenfaust gegen den Spötter und wollte in Zornworten losbrechen, als der Hauptmann auf das neue Ruhe befahl. — „Laßt ihn leben, Hauptmann Czelaus,“ fuhr der Prager fort; „schaut nur, wie dem armen Lämmlein der Angstschweiß herabfließt. Da trink,“ und er bot dem Jünglinge ein volles Glas dar. „Halt,“ schrie der wilde Butzlaw; „er muß trinken zur Ehre unsers heiligen Martyrers.“ Deodat setzte ahnend das Glas von den halbgeöffneten Lippen. „Wer ist unser Heiliger und Martyrer?“ fragte er ernst. „Kennst du nicht unsern Johannes, den Ver-

brannten," rief der Rothe, „trink ihm zu Ehren! „Ich trinke nicht," sprach langsam und kühn der Jüngling in der Glut seines Glaubensmuthes. — „Was, schrien die Hussiten und schwangen die Schwerter, du willst nicht trinken?" Wüthend drohte der Butzlow mit der Armbrust. „Um Gotteswillen" bat Gozzelin, „trinkt, sonst seyd ihr verloren." Doch fest und muthig stand der Jüngling. Zum letztenmale schrie Butzlaw und legte den Bolzen auf, „willst du trinken?" „Nimmermehr," betheuerte Deodat mit leuchtenden Augen, „den ehre ich nicht, den Pabst und Kaiser verdammten; ich bin als katholischer Christ geboren und will auch als solcher sterben." — „So stirb verfluchter Hund," fluchte Butzlaw und spannte die Armbrust mit solcher Gewalt, daß die Sehne zerriß und der Bolzen zu Deodat's Füßen sank. — Anna schrie laut auf. „Um Gotteswillen," flehte Gozzelin in höchster Angst, „nur eine Minute laßt mich mit ihm reden, er wird Alles thun, was ihr verlangt." Hastig zog er den Jüngling bei Seite. „Ach, um das Blut Christi," bat der Alte, „seyd doch nicht so thöricht; trinkt doch und sprecht, was sie euch vorsagen; ihr dürft's ja nicht glauben; und wenn ihr den Hans Huß nicht ehren wollt wegen des Glaubens, so ehrt ihn wegen des Muthes und der Standhaftigkeit, womit er gestorben ist." „Ketzer haben keinen Muth, nur Hartnäckigkeit und Verblendung," sprach ernst Deodat, „nie werde ich den ehren, den Pabst und Kaiser verdammt haben. Laß mich sterben in meinem Glauben." Gozzelin weinte laut. Da umschlug Anna in höchster Seelenangst Deodat's Kniee, und bat ihn, Gozzelin zu folgen. „Ist es denn eine Todsünde, wenn du Ketzern zu ehren trinkst?" fragte schluchzend die kleine

Anna. „Anna sey getröstet," rief Deodat mit feuchten Augen und drückte sanft das Mädchen zurück; „leb wohl und bete für mich und folge diesem Manne." „Gozzelin! führe das Mädchen nach Waldsassen ins Kloster zum Pater Anton, und sage ihm, sie ist die, welche wir gesucht." Ihm sein Geheimniß, die Herkunft des Mädchens, zu entdecken, stand er an; denn er wußte, daß sein Herz den Grafen Meinhard haßte. — „Bei dem Blut Christi, ich führe sie selber hin und ehe acht Tage vergehen, ist sie dort!" „Nun wird es bald," riefen mehrere Stimmen. Da riß sich Deodat von der schluchzenden Anna los und trat unerschrocken vor, aber er zuckte zusammen, als er hoch an der Eiche einen Zapfen eingeschlagen und den Butzlaw mit aufgestreiften Armen, den Strick in der Hand, zum Hängen bereit sah. „Willst du trinken und werden einer aus uns Deodat?" Zum letztenmal fragte mit düsterer Stimme der Hauptmann. „Nimmermehr," versetzte leise, doch fest der Jüngling. Da winkte Czeslaus dem fürchterlichen Butzlaw. Mit höllischer Freude band er dem Armen die Hände auf dem Rücken. Bei diesem Anblicke schrie Anna laut auf, riß sich von Gozzelin los und warf sich, Barmherzigkeit rufend, zu Czeslaus Füßen. „Fort mit ihr," befahl Czeslaus — „Barmherzigkeit? Sie hatten mit Johannes auch keine!" Gozzelin trug das jammernde Mädchen auf seinen Armen fort, auf daß sie nicht Zeuge wäre des erschütternden Schauspieles. Deodat stieg jetzt still betend die Leiter hinauf; Butzlaw folgte ihm nach; er warf den Strick um den Hals des Jünglings und zog an. — Da kam Todesangst über ihn. Mit der Kraft der Verzweiflung zerriß er die Stricke, die seine Hände gebunden hielten; mit den Füßen schlug er rück-

wärts und traf Butzlaw vor die Stirne, daß er betäubt sammt der Leiter den Baum hinabstürzte. Erschrocken eilten die Hussiten, dem Gefallenen aufzuhelfen. Butzlaw war todt. Er hatte das Genick gebrochen. Deodat aber benützte den Augenblik der allgemeinen Bestürzung; rasch schwang er sich, ale Kräfte anstrengend, von Ast zu Ast in die Höhe. Schüsse und Pfeile fielen nach ihm; ihn erreichte keiner. Da fühlte er sich plötzlich durch zwei starke Aeste, durch die er sich drängen wollte, so eingezwängt, daß er weder vor- noch rückwärts konnte. Eine qualvolle Lage! Er hörte die Flüche und Verwünschungen der Hussiten; sie schossen unaufhörlich nach ihm; doch das dichte Laubwerk und die mächtigen Aeste bargen ihn. Darüber wurden die Hussiten wüthend. „Er soll uns nicht entkommen,“ rief der wilde Czeslaus, „laßt uns Feuer anlegen und ihn zu Asche brennen, gleich wie sie es unserm Meister gethan haben! Ein Todtenopfer soll er werden für Johannes und Butzlaw!“ Jubelnd stimmten die Andern ein. Sie brachten Feuerbrände vom Kochherde und bald brannte der untere Theil des Baumes. Deodat sah die Flamme den Stamm hinaufkriechen und gierig die dürren Aeste ergreifen. Der Wind stürmte und fachte die Flamme zur lodernden Glut. Der Rauch wirbelte hoch auf und umhüllte Deodats Haupt. In Todesangst, des qualvollsten Todes gewärtig, seufzte der Arme tief auf; es reute ihn jetzt, dem leichtern Tode entgangen zu seyn. Nicht die Arme, — sie waren ihm eingezwängt und wie ans Holz genagelt — nur die Augen konnte er noch zum Himmel erheben. „O Herr, verlaß mich nicht,“ jammerte er still; „das ist mein Kreuz, an dem ich sterben muß. Erbarme dich meiner!“ Unten jauchzten

die Hussiten; sie sangen ihre Schlachtlieder und mit wilden Blicken schauten sie jubelnd auf zu dem Opfer ihrer Rache. In ihren gräßlichen Schlachtgesang klang still und feierlich Deodats Rufen, der mit lauter Stimme den Psalm „miserere“ abbetete. Er sah es, wie Anna unweit von den Wilden kniete, jammernd zu ihm aufschaute und unter strömenden Thränen die Händlein zum Himmel rang, als wolle sie Gottes Barmherzigkeit für den Gemarterten anrufen. — Gozzelin hatte sich unter einem Strauche verkrochen und betete still jammernd einen Rosenkranz für Deodats Seele. — Dieser aber schaute mit ernstem Blicken, thränenlos bald auf die Flammen, die knisternd und röthlich immer näher heranschlichen, bald auf Anna, sein theueres Kind. — „O Herr,“ seufzte er, „erbarme Dich doch ihrer, bringe sie wieder zu ihren Eltern; mich aber laß eingehen in dein himmlisches Haus!“ Die Hussiten brüllten und soffen fort in der wilden Lust ihrer Herzen. Da eilte einer ihrer Genossen von Schlosse her, aus dem Walde. — „Ihr sauft und spielt,“ schrie er von weitem schon; „da drin aber im Schlosse theilen sie die Beute, die uns gehört! Auf, rühre dich, Hauptmann, sonst kommst du und deine Leute zu kurz!“ Scheltend und fluchend erhob sich der Hauptmann und eilte dem Schlosse zu, das nur eine halbe Stunde entlegen war; aber er ließ einen Hussiten zur Wache an dem Baume zurück und befahl dem alten Gozzelin mit dem Mädchen zu folgen. Dieser mußte gehorchen. Anna weinte und der Alte schaute wehmüthig zum letzten Gruße zum Baume hinauf, der sobald mit seinem Wohlthäter zur Asche werden sollte. Immer mächtiger, immer näher schlug die Flamme an Deodat; schon zuckte sie um seine Füße. Eingezwängt

zwischen den zwei Aesten des Baumes, vermochte er nicht, sich zu regen, sondern mußte in einer qualvollen Lage, an dem Baume, wie gebunden, gewärtig seyn, langsam von dem Feuer verzehrt zu werden. — Da umzog sich der Himmel mit schwarzen Gewitterwolken; von ferne brüllte der Donner, schon fielen einzelne Regentropfen und näßten Deodats glühendes, schweißtriefendes Angesicht; jetzt drehte sich der Wind, mit Macht drängte er die zuckenden Flammen zurück, theilte sie und bildete gleichsam ein Schutzdach um Deodat. Schimmernd und glänzend wölbte sich plötzlich über den dunklen Himmel in Purpurpracht der Regenbogen. Da jubelte Deodat auf. „Das Zeichen des Bundes zwischen Gott und der Menschheit,“ rief er getröstet; „der Herr hat mich nicht verlassen. Dankend hob er sein Auge zum Himmel; nicht Errettung hoffte und flehte er; muthig bot er sein heißes Antlitz und die Glieder dem strömenden Regen entgegen, die Glut der Flamme, die ihn vorher zu verzehren drohte, erlosch in der Fluth des Regens; dem Hussiten aber wurde es bei diesem Sturmeswetter bang und unheimlich; er entfernte sich, doch zuvor drückte er mit wildem Grimm die Armbrust auf Deodat ab. Der Pfeil schwirrte durch die Aeste und fuhr an Deodats Seite in den Baum. Er sah es, wie der Hussite noch einmal zürnend zu ihm hinaufschaute; es war ihm in diesem Augenblicke, als müßte er den Todfeind zurückrufen, damit er nicht allein bliebe an diesem Orte des Schreckens. Denn dunkler ward es immer mehr; nur die Blitze leuchteten mit ihrem gräßlichen Lichte. Der Donner brüllte, der Sturm rasete; vom nahen Walde scholl das Krachen der Bäume, die der Blitz zu Boden schlug, oder der Sturm entwurzelte. Die Wölfe heulten;

die Nachtvögel schrieen und krächzten und flatterten, wie hülfesuchend um den verlassenen, hülflosen Deodat; — immer näher und näher flammten die Blitze um sein Haupt — ein furchtbarer Schlag — und der Baum stürzte vom Blitze gespaltet und in demselben Augenblicke von dem Sturme entwurzelt, krachend zu Boden. —

19.

Der Sturm hatte sich gelegt; die düstern Wetterwolken waren verschwunden, und in mildem friedlichem Glanze schien der Mond auf die kurz vorher noch bebende Erde. Da wanden sich durch das feuchte Gestrüppe des Waldes zwei Gestalten. Zartes, rührendes Jammern, und freundliche, ernste Trostworte konnte man hören. „Sey ruhig, liebe Anna," sprach der eine mit weicher Stimme; „Gott der Herr wirds ihm leicht gemacht haben, jetzt ist er gewiß im Paradiese. — Ich will dich nach acht Tagen ins Kloster nach Waldsassen bringen, zum Pater Anton; da wirst du es gut haben!" „Ach, gut," jammerte die Kleine, „wie soll ich es gut haben auf dieser Welt, die Mutter starb, der Vater und Therese sind erschlagen; und Deodat, der mir allein geblieben ist, jetzt gar verbrannt. O schluchzte sie, wie wird's mir jetzt gehen!" — „Sey ruhig," rief leise Gozzelin; „ich meine, ich höre etwas! Aber wo ist denn die Eiche?" fuhr er fort und schaute, sich die Augen reibend, nach allen Seiten umher; „sind wir denn irre gegangen? — Kann nicht seyn; ich bin schon hundert und tausendmal bei Tag und Nacht hier gegangen." Er ging einige Schritte vorwärts. Da klang still und schwer ein Seufzer vom Boden auf. „Herr, Gott im Himmel,"

rief Gozzelin, „was ist das! da liegt die Eiche vom Blitz gespaltet; mein, was wird aus Deodat geworden seyn!“ Er eilte zu dem Baume. Vom Monde beschienen schaute ihm Deodats bleiches Antlitz entgegen. „Er lebt!“ rief Gozzelin in heller Freude. Mit unnennbarem Entzücken knieete Anna neben Deodat hin und hob sein Haupt an ihre Brust. Gozzelin wusch es mit Wein, den er zur eigenen Labung mitgenommen, und bald schlug der Arme die Augen auf. „Deodat,“ rief Anna mit lauter Freude, „du bist bei uns, kennst du mich noch und Gozzelin?“ „Anna, Gozzelin,“ sprach leise Deodat, „ich lebe noch, ist's kein Traum?“ „Du lebst Deodat,“ versicherte Gozzelin, „und bist gerettet!“ „Ja,“ hob der Jüngling an, „nur ein Wunder Gottes hat mich erretten können! Ihm sey Preis und Dank.“ Gozzelin machte ihn jetzt von dem Laubwerk und den einzwängenden Aesten los, und hob ihn sanft in die Höhe. „Trink, Deodat,“ bat er und reichte ihm die Flasche. Deodat trank und er fühlte sich wie neugeboren. „O mein Gozzelin und meine Anna,“ rief er jetzt im Vollgefühle seines Herzens und umfaßte Beide. Anna schluchzte laut und Gozzelin wischte sich die Augen aus. „Deodat,“ begann er jetzt, „wir müssen auf deine Sicherheit denken. Eine halbe Stunde von hier ist eine Höhle, die nur Wenigen bekannt ist. Dahin will ich dich führen, und Anna zur Pflegerin bei dir lassen. Dort bleibe, bis die Gegend sicher ist und du Kräften genug gesammelt hast, weiter zu ziehen. — Deodat kannst du so weit gehen?“ „Ja, weiter noch,“ versicherte Deodat, der sich zu erholen begann; „Anna, willst du bei mir bleiben?“ Anna schmiegte sich an ihn und faßte seine Hand. Gozzelin ermahnte zur Eile, nahm Deodats Arm und wandte

sich mit ihm durch das Strauchwerk. Im Lichte des Mondes wurde es ihnen leicht, die Höhle zu finden. Gozzelin zündete jetzt eine Laterne an und kroch voran; Deodat und Anna ihm nach. Da stolperte Gozzelin und hörte ein leises Seufzen. „Heymeran,“ rief eine schwache Stimme, „kommst du endlich?“ „Graf Meinhard,“ schrie Gozzelin überrascht und freudig, „Deodat, unser Feind ist in unsern Händen!“ er leuchtete hin und sah den Grafen verwundet und blutend in der Höhle liegen. Deodat nahte sich in höchster Bewegung. „Graf, sieh her, kennst du uns noch?“ fragte von dem alten Grimme gereizt Gozzelin. „Nicht Heymeran sind wir, ich bin Gozzelin, den du mit Weib und Kindern ins Elend gejagt hast, da ist Deodat, den du ungehört verdammtest zum qualvollsten Tode!“ „Gozzelin! Deodat!“ rief der Graf entsetzt; das sind meine Mörder! ich bin verloren, tödtet mich, tödtet mich, nur macht es kurz!“ „Ja, du sollst sterben; du hast nichts Besseres um uns verdient,“ schrie Gozzelin mit rachefunkelnden Augen und schwang sein Schwert. „Um Gotteswillen, Gozzelin,“ rief Deodat, „was thust du!“ — „Dich und mich rächen.“ — „Die Rache laß dem Herrn,“ sprach Deodat ernst und hielt Gozzelins Arm. „Soll er sterben in seinen Sünden?“ „Hatte er denn Barmherzigkeit mit uns und unserm Elende?“ rief der Alte wild. — „Ich lasse ihn dir nicht,“ betheuerte der Jüngling; „wir wurden bei ihm verläumdet; denke, daß er Weib und Kind hat.“ Entschlossen des Grafen Leben zu vertheidigen, trat er schützend vor den Verwundeten. Da stieß der Hussite unmuthig das Schwert in die Scheide. „So behalte ihn,“ rief er düster; „aber sage nimmer, daß ich dein Schuldner bin!“ „Gozzelin,“ bat Deodat sanft

und faßte die Hand des Zürnenden; „Verzeihung ist die beste Rache; verlaß uns nicht in unserer Noth.“ „Nicht dich, nicht Anna,“ betheuerte Gozzelin, „bei Gott nein; aber an diesem will ich keinen Theil haben.“ Mit diesen Worten setzte er Brod und eine Flasche Wein nieder, versprach morgen Nachts wieder zu kommen, und entfernte sich in tiefer Bewegung. —

Während Deodat mit Gozzelin um das Leben des Grafen rang, hatte Anna, das fromme mitleidige Mädchen, dem Gefühle ihres Herzens folgend, sich des Verwundeten erbarmt. Mit dem Tüchlein trocknete sie das Blut von dem bleichen Angesicht und wandte es dann um die Wunde am Kopfe. — Deodat sah es. Wie rührte ihn dieser Anblick. O, dachte er, wenn sie es wüßten, was sie einander wären. Wie wunderbar, o Gott, hast du diese zusammengeführt! Er eilte, Anna in ihrem Geschäfte beizustehen. Der Graf erholte sich. Mit schmerzlichen Blicken betrachtete er lange den Jüngling. „Deodat,“ begann er, „warum hast du mich denn vergiften wollen?“ „Ich euch vergiften, edler Herr, o glaubt doch das nicht. Bei dem Leiden Christi,“ betheuerte er eifrig; „ich wurde bei euch boshafter Weise verläumdet; meinen Feind kennt ihr nur zu gut.“ Der Graf schwieg und versank in ein tiefes Nachdenken; die Schmerzen seiner Wunde geboten ihm Ruhe und Schonung. An seiner Seite schlummerte die ermüdete Anna; Deodat aber noch zu sehr aufgeregt von den Ereignissen des verhängnißvollen Tages konnte nur spät den Schlummer gewinnen.

Gegen Morgens erwachte der Graf, er befand sich etwas besser; jetzt erzählte er, wie er im Gefecht verwundet, hieher mit Heymeran geflohen sey und diesen

abgesandt habe, um Hülfe bei den benachbarten Herren aufzutreiben. Seine Gattin und Tochter sammt Birgitta hätten noch vor der Belagerung Zeit gehabt, sich nach dem Rheine zu flüchten; gegen solches Glück sey der Verlust seines Schlosses noch Gewinn. Deodat suchte ihn zu trösten und aufzurichten. Mit Anna widmete er sich seiner Pflege mit der größten Liebe und Sorgfalt. Deodat, obwohl selber geschwächt und angegriffen, wachte an seiner Seite und sparte sich die schmalen Bissen für den Kranken vom Munde. Da erkannte der Graf, wie er dem Jüngling so groß unrecht gethan; und es reute ihn bitterlich. In den rührendsten Ausdrücken bat er jetzt Deodat um Verzeihung, und verhieß ihm alles gut zu machen, wann er genesen sey. — Vor Allen war es Anna, die mit aller Liebe und Aufopferung des Kranken wartete. — Sie suchte ihm Erdbeeren, sie sammelte ihm Kräuter zu stärkenden Tränken; bald brachte sie ihm Wasser und wilden Honig. „Du pflegst mich Anna, als ob ich dein Vater wäre;" sprach oft der Graf; „du sollst nun von jetzt an auch mein Kind werden; ich will väterlich für dich sorgen!" Annas Aehnlichkeit mit den Zügen seiner Gemahlin entging ihm nicht; er äußerte es oft. Da drängte es gar sehr den Jüngling zu sagen: „Graf, es ist dein Kind! Anna, er ist dein Vater!" Aber er fürchtete, diese Nachricht möchte den Kranken zu sehr erschüttern und seine Genesung erschweren; er wußte, daß Heymeran noch Alles bei seinem Herrn galt; und dann, wie hätte er wohl diese schwere Anklage beweisen und begründen können, da er um die Schnur und um die Briefe gekommen war. Deodat hielt es daher für besser, vor der Hand zu schweigen und zu warten, bis die Vorsehung den rechten Zeitpunkt herbei-

geführt hätte. — So waren einige Tage vergangen. Gozzelin kam öfters in der Nacht; brachte Speisen und auf Deodats inständiges Bitten einige Arzneien für den Kranken. Noch hauseten die Hussiten auf die gewohnte Weise in der Nähe und machten durch ihre Streifereien die ganze Umgegend unsicher. Dringend rieth daher Gozzelin zur Vorsicht und Geduld, bis seine Glaubensgenossen abgezogen wären. So mußten sie in der Felsenhöhle bleiben. Die Schwäche des Grafen hinderte ohnedem jeden Versuch zur Flucht. Doch begann er sich unter der liebenden Pflege Deodats und Annas zu erholen; mit Sehnsucht harrte er Heymerans; aber Deodat sah seiner Ankunft mit Angst und Schmerzen entgegen. —

Eines Abends hatte Deodat Kräuter für den Kranken gesammelt; er wollte heimkehren, da sah er einen Mann mit spähenden Augen ganz in der Nähe durch die Büsche hinschleichen. — Es war Heymeran. — „Heymeran!" rief Deodat überrascht und unwillkührlich. Dieser wandte sich um; sein rollendes Auge traf auf Deodat. Da zuckte er erschrocken zusammen. „Deodat," schrie er, „lebst du, oder ist es dein Geist?" „Ich bin es mit Fleisch und Blut," erwiederte ernst und gefaßt der Jüngling; „du hast mich nicht tödten können; der Herr hat mich wunderbar beschützt!" „So mußt du mit der Hölle im Bunde stehen," rief Heymeran grimmig; „was thust du hier?" „Deinen Herrn pflegen," antwortete der Gefragte; „er wartet deiner in der Höhle!" „Du wirst ihm Alles verrathen, Verfluchter!" schrie jetzt Heymeran, und eilte wüthend mit geschwungenem Schwerte auf Deodat los. Dieser hatte gerade nur Zeit, einen abgefallenen Baumast aufzuheben und sich damit zur Wehre zu setzen. Der Kampf hätte sich gewiß mit Deodats Tode geendigt,

wenn nicht Heymeran, von Wuth und Zorn blind, über eine Baumwurzel gefallen wäre. Rasch warf sich Deodat auf ihn und entriß ihm das Schwert. Heymeran wüthete und schäumte. „Heymeran," sprach jetzt Deodat ernst, „du mußt sterben, sonst wird es nimmer Frieden zwischen uns." Heymeran knirrschte wild mit den Zähnen. „Nur ein Mittel kann dich retten," fuhr Deodat, den Zorn und den Schrecken seines Gemüthes dämpfend, fort, „nur ein Mittel: geh' hin zu dem Grafen und bekenne deine gräßliche That!" „Nimmermehr," schrie dieser wüthend — „lieber gleich zur Hölle fahren!" Dieß Wort schnitt durch Deodats Herz. Sollte er diesen Mann tödten in seinen Sünden? ihm die Zeit rauben, die ihm Gottes Barmherzigkeit vielleicht zur Buße verleihen wollte? — Das konnte der fromme Jüngling nicht über das Herz bringen. „Heymeran," hob er an, „ich will dich nicht in deinen Sünden vor das Gericht des Herrn senden; ich will nicht Schuld seyn an deinem ewigen Verderben. — Du sollst leben; aber schwöre mir auch mein Leben zu schonen, wie ich das deine geschont habe. Heymeran schwur, Deodats Leben zu achten, wie sein eigenes. Deodat half ihm aufstehen. — Mit Staub und Blut bedeckt, das er sich zürnend abtrocknete, betrachtete er mit düsterm Grimme den Jüngling, der sanft und gut, wie ein Engel Gottes, vor ihm stand. „O Schande!" rief er endlich mit verbissener Wuth, „o Schande, daß ich von solch einem Knaben besiegt bin! — Dein Leben soll gesichert seyn, das schwöre ich dir; aber Frieden, Deodat, aber Frieden, wird nicht zwischen uns; ich hasse dich, wie den Tod!" Da seufzte Deodat tief auf; er sah, daß Heymeran unverbesserlich wäre. —

Graf Meinhard empfing den Heymeran mit großer

Freude; in tiefer Rührung erzählte er ihm, welch barmherzige Helfer er an Deodat und Anna gefunden hätte. „Heymeran," fuhr der Graf lebhaft vor; „wir sind schrecklich betrogen worden; wir haben ein großes Unrecht gut zu machen; aber bei Gott, es soll geschehen! Deodat hat mir verziehen; gewiß er wird auch dir verzeihen!" „Ja, edler Herr," betheuerte Deodat; „Gott weiß es, ich habe keinen Groll in meinem Herzen gegen Heymeran." Dieser schaute ihn mit wilden, verächtlichen Blicken an. Da trat Anna mit frischen Beeren für den Kranken in die Höhle. Bei ihrem Anblicke zuckte Heymeran erschrocken zusammen. „Sieh, Heymeran," sprach der Graf; „dieß Mädchen hat mich gepflegt, als wäre ich ihr Vater; von nun an will ich es werden; ich will für sie sorgen und mein Leben lang ihr dankbar seyn. Bemerkst du nicht, wie ähnlich sie meiner Gemahlin sieht?" Heymeran murmelte, „daß dazu eine große Einbildung gehöre, er finde es nicht;" aber sein Auge weilte funkelnd und forschend, bald auf Deodat, bald auf der Kleinen, die so emsig des Grafen wartete. —

Heymeran besprach sich mehrmals heimlich mit dem Grafen; des andern Tages entfernte er sich wieder; aber des Abends kam er wieder zurück. Morgens ging Anna, wie gewöhnlich, um Beeren zu suchen, in den Wald. Deodat, der heimlich Heymerans Tücke fürchtete, begleitete sie. Wie sie aber zurückkamen, fanden sie nicht den Grafen, nicht Heymeran. Das betrübte sie sehr. Deodat fürchtete, der Graf möchte von den Hussiten überfallen und fortgeschleppt worden seyn; doch Gozzelin, der des Abends kam, beruhigte ihn hierüber; er glaubte, der Graf sey heimlich auf ein benachbartes Schloß zu

seinen Freunden gebracht worden. So war es auch. Heymeran, der schlaue Heymeran, hatte es so zu leiten gewußt, daß der Graf in Deodats und Annas Abwesenheit von den zu dieser Zeit eigens bestellten Knechten auf Sulislaus Burg gebracht wurde. Nur mit Mühe, nur durch Heymerans Vorstellungen, der ihm die Gefahr von Seite der Hussiten so nah und drohend schilderte, konnte der Graf vermocht werden, die Höhle zu verlassen, ohne von seinen Wohlthätern Abschied zu nehmen. Auch Deodat eilte seinen Zufluchtsort zu verlassen. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte ins Kloster zurückkehren, dem Pater Anton und dem Abte die Ereignisse seiner Wanderung mittheilen und ihrem Schutze das Mädchen übergeben. Von ihrer Liebe und Weisheit erwartete er dann das Weitere. So nahm er denn mit Anna von Gozzelin herzlichen Abschied und reisete der Heimath zu. —

20.

Sie kamen von dem Herrn behütet glücklich durch den Gräuel des verwüsteten Böhmens, nach Waldsassen. Mit welcher Rührung und Freude drückte Pater Anton den vielgeliebten Zögling ans Herz! Wie dankte er der Vorsehung, die so herrlich über Deodat und Anna gewaltet hatte. Wie bewunderte er ihre Mittel und Wege durch welche Deodat so oft in dem Augenblick der Gefahr gerettet wurde! Er führte ihn zu dem Abte, der ihn mit Freudenthränen empfing. Auch er pries und lobte den Herrn, daß Er so Großes an Deodat gethan. Aber die Zeit der Ruhe, meinte er und Pater Anton mit ihm, sey noch nicht für Deodat gekommen. Vieles sey ge-

schehen, doch in der Hauptsache nichts; noch weile das fremde Kind bei den gräflichen Eltern; für Anna, so sehr auch Alles für sie spreche, sey doch noch kein hinreichender Beweis vorhanden; dieser könne nur durch Heymerans und Birgittens Geständnisse gewonnen werden; auf das neue müsse also Deodat den Grafen aufsuchen. Deodat entschloß sich willig dazu. Anna wurde der Gemahlin des Klosterrichters einer edlen, frommen Frau zur Obhut übergeben. Deodat durfte jetzt sich nicht weit von seinen Freunden trennen. Graf Meinhard hatte sich mit mehreren böhmischen Herrn nach Regensburg begeben, wo Kaiser Sigismund Hof hielt. Ein durchreisender Böhme hatte diese Nachricht gebracht und genauere Nachforschungen bestättigten sie. Mit Briefen und Empfehlungsschreiben versehen zog Deodat nach Regensburg. —

Dort fand er in dem Kloster der Dominikaner die gastlichste Aufnahme. Sogleich begann er den Grafen zu suchen; aber der Graf war nicht mehr hier; vor wenigen Tagen war er zu seiner Gemahlin, die am Rhein große Güter ererbt hatte, abgereiset. — Deodat beschloß, ihm zu folgen. — Abends, den Tag vor seiner Abreise, besuchte er den herrlichen Dom, um Gottes Segen für seine Reise zu erflehen. Nach geendigter Andacht wollte er sich entfernen, da trat ein alter Mann zu ihm, und bat ihn, ihm zu folgen; ein alter Bekannter wünsche ihn zu sprechen. Verwundert folgte ihm Deodat. Der Mann führte ihn durch mehrere Straßen vor ein großes, schönes Haus. Die Thüre öffnete sich; sie traten in ein kleines Gemach ein. Da fühlte sich Deodat plötzlich von hinten gepackt und gebunden. Erschrocken und zürnend wandte er sich um und Heymeran stand mit

höhnischem Lächeln vor ihm. Dieser betrachtete ihn lange mit Blicken voll tückischer Rachelust. „Wahrlich," begann er jetzt; „ein zäheres Leben, als das euere, habe ich nie gesehen; in euerer Hütte, wo ich einstmals bei euch übernachtete, rettete euch ein Wolf; denn ich hatte große Lust, euch damals das vorlaute Maul zu stopfen; das Brieflein, welches ich dem Richter sandte, und wo ich euch nach dem Gemurre des Volkes als Vatermörder anklagte, konnte euch wieder nicht schaden. Den Hirschen, der euch zu Tode martern sollte, fraß ein Bär, wie ihr erzählt habt; das Feuer, woran euch die Hussiten braten wollten, wurde vom Regen ausgelöscht, — wahrlich, ich begreife nicht, wie man euch an das Leben kommen könnte. Indessen habe ich das gar nicht im Sinne; ich will meinen Schwur als ehrlicher Mann halten. Aber ich höre, daß ihr jemanden suchen wollet, um mir ein böses Spiel zu machen. Damit euch nun dieß vergehe, so nehmt dieß" und rasch fuhr er mit seinem Daumen in ein zinnernes Büchslein und strich blitzesschnell über Deodats Augen. Da brannte es wie Glut in seinen Augen. „Verruchter Bösewicht," schrie der Arme entsetzt; „ist dieß mein Dank! Gottes Strafe über dich!" „Die wirst du wohl schwerlich mehr sehen," erwiederte kaltblütig Heymeran; „denn mit dem Sehen wird es bei dir nimmer lange dauern und ich rathe euch, dir je eher, je lieber, um einen Stock und einen Wegweiser umzuschauen." Mit höhnischem, lautem Gelächter entfernte sich der Bösewicht. Dem Jüngling aber dunkelte es um die Augen. „Mein Augenlicht, mein Augenlicht!" jammerte der Arme; „soll noch das allergrößte Unglück über mich kommen? Muß ich, o Jesu, erblinden!" Und er tappte, halbgeblendet fort in das Kloster; dort

gaben ihm die barmherzigen Väter alle Hülfe; aber Deodats Augenlicht nahm von Tag zu Tag ab. —

Eines Abends saß der Arme an einer Bank an den Ufern der Donau. Vor ihm entfaltete sich in wunderlieblicher Schönheit das anmuthige Thal des mächtigen Stromes; aber sein Auge sah nimmer diese Schönheit; die Sonne ging in Purpurpracht unter; doch nur wie ein matter, trüber Schein fielen ihre glänzenden Strahlen in sein dunkelndes Auge. Da erfaßte tiefe Wehmuth sein Herz. „Sonnenlicht, Sonnenlicht," seufzte er, „wie oft werde ich dich noch sehen! kaum seh' ich noch die Gestalten der Menschen, die an mir vorüberstreifen. Pater Anton, o mein Vater, Anna du Schmerzenskind, ich werde euch nimmer sehen! Anna, ich darf dich nimmer zu deinen Eltern führen! Kuno, ich werde blind werden, wie du!" Er wollte so gern durch Weinen seinen Schmerz der Seele lindern; aber er durfte nicht. Mit dem Tüchlein trocknete er sich die feuchten Augen und wandte sie gegen die Fluthen, um die Kühlung derselben einzusaugen. Sinnend blickte er in den Strom, der lärmend an ihm vorüberrauschte. Da fühlte er plötzlich seine Hand ergriffen und innig geküßt. „Wer ist das," rief er verwundert und schaute mit den halb erloschenen Augen umher. „Kennt ihr denn nimmer den alten Juden, den Isaak, mein Wohlthäter, den ihr einst habt gerettet aus Mörderhänden und Feuernoth?" — „Ja, Isaak, es ist deine Stimme," versetzte gerührt Deodat; „Isaak, wie kommst du hieher." „Ich habe hieher ziehen müssen in meinen Geschäften." — „Wie geht es dir, Isaak?" „Ach," seufzte der Jude, „über mich ist gekommen viel Leid!" „Isaak, was ist dir begegnet," fragte mitleidig Deodat, „bist du ärmer geworden?"

„Nein, — ich bin geworden reicher als je.“ — „Sind dir Weib und Kinder gestorben?“ — „Sie leben noch Alle,“ erwiederte Isaak; aber er seufzte bei diesen Worten tief auf. „Ihr sollt erfahren Alles, wenn ihr wollt beglücken den armen verachteten Isaak mit einem Besuche!“ „Ach, wie soll ich dich heimsuchen, da meine Augen fast erblindet sind,“ klagte der Jüngling, und erzählte dem Juden das Unheil, das ihm Heymerans Bosheit zugefügt hatte. Der Jude jammerte laut auf und betrachtete voll Mitleid die gerötheten, geschwollenen Augen Deodats. „Herr,“ sprach er nach langem, schmerzlichen Sinnen; „ich weiß jemanden, der euch könnte helfen, wenn noch ein Mensch hier kann helfen.“ Zweifelnd und traurig schüttelte Deodat das Haupt. „Versucht es doch, junger Herr; vielleicht hilft es,“ bat der Jude dringend; „morgen will ich hier erwarten euch und hinführen, wo der Mann wohnt, der hat vielen geholfen.“ Deodat versprach es gerührt, doch ohne Hoffnung, ach, sie war ihm ja von Allen genommen worden! —

21.

Des andern Tages in aller Frühe wartete der Jude auf Deodat und führte ihn durch viele Gäßlein in ein großes, alleinstehendes Haus. Es war seine Wohnung. Ueber mehrere Stiegen und tiefe Gänge führte er den Jüngling zu einem mit Riegeln und Schlössern verwahrten Gemach. „Hier wohnt der Mann, der mir helfen soll,“ fragte Deodat. — „Ja,“ erwiederte der Jude. — „Und wer ist er?“ „Mein einziger Sohn,“ antwortete der Jude seufzend. „Ich traue euch von ganzen Her-

zen doch schwört mir bei euerm Gott, daß ihr keinem wollt sagen, was ihr hier sehet oder hört." — Deodat gelobte es. — Und dein Sohn wohnt in deinem Hause unter Schlössern und Riegeln!" — Der Jude aber wandte sein Anlitz auf die Seite, um seine Thränen zu verbergen. „Isaak," sprach Deodat sanft, „hat er dich nicht geliebt und geehrt als seinen Vater?" — „O," betheuerte dieser, „er hat mich geehrt und geliebt, wie Joseph den Jakob!" — „Und du liebst ihn nicht?" rief staunend Deodat. „Ich liebe ihn als mein liebstes Kind und ich soll und darf ihn nicht lieben, denn ich habe ihn müssen verfluchen, und jammernd verhüllte er sein Haupt. Voll Mitleid und Erstaunen betrachtete Deodat den unglücklichen Vater. „Höre," begann jetzt Isaak, „mein Elend, und beklage mich!" Und der Arme erzählte ihm sein tiefes Leid. „Isaak hatte nur einen Sohn David, an ihm hing sein ganzes Herz. David entfaltete Anlagen, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Isaak sandte ihn nach Cordova, der berühmten hohen Schule in dem damals noch maurischen Theil Spaniens. Dort bildete sich David; er wurde groß und herrlich in allen Wissenschaften und in der Heilkunde ein Meister. Dort aber war es auch, wo ihn das Licht des Evangeliums erleuchtete und sein Herz in der Liebe zum Heiland entzündete. Als er nach Augsburg zurückkam, erworben ihm seine gediegene Kenntnisse in allen Wissenschaften und besonders seine tiefe Einsicht in der Heilkunde Ehre und Ruhm bei Allen. Christen und Juden priesen ihn als den ersten der Aerzte und lobten seine edle Uneigennützigkeit, mit der er allen Leidenden zu Hülfe kam. David wurde der Stolz und die Freude seines Stammes. Aber wie entsetzten sich

seine Glaubensgenossen, als David seinen festen Entschluß erklärte, ein Christ zu werden! Ihre Liebe zu ihm verwandelte sich in Haß, ihre Hoffnung auf ihn in Racheluft. Sie verfluchten ihn, stießen ihn aus ihrer Gemeinschaft. In Isaak's Hause versammelten sich eines Nachts die Aeltesten der Juden und beschlossen den hartnäckigen David fortzuschleppen in ewige Gefangenschaft. Isaak selber mußte über den eigenen Sohn den Fluch aussprechen. Als sie aber David gebunden fortschleppen wollten, da brach vor Schmerz und Gram erfüllt das Herz des Vaters. Er warf sich mit Rebekka, seinem Weibe, den harten Männern zu Füßen und flehte an, ihnen doch den einzigen Sohn zur Bewachung zu vertrauen; er solle leben unter ihnen, verwahrt mit Riegeln und Schlössern, daß ihm das Entrinnen unmöglich wäre. Dafür wollten sie bürgen mit Gut und Blut. Die Richter des Stammes fürchteten die Verzweiflung der Alten; sie gaben nach, aber verbanden Isaak mit den heiligsten Schwüren, David zu hüten bis zum Tode. In Folge dieses traurigen Ereignisses war Isaak von Augsburg nach Regensburg gezogen, wo Rabbi wöchentlich sich überzeugen mußte von David's Daseyn und Gefangenschaft. In stillem Jammer hatte der Jude sein Leiden erzählt. Jetzt öffnete er die Thüre und sie traten in ein kleines düsteres Gemach. Die Bücher, Manuskripte und die zahlreichen Geräthschaften verriethen, welcher Beschäftigung sich der Gefangene hingebe. An jeder der vier Wände war mit schwarzer Farbe das Kreuz gemalt; ein kleines Strohbett, ein runder Tisch und ein halbzerbrochener Stuhl standen neben einer Röhre, durch welche die Speisen hereingeschoben wurden. Bei ihrem Eintreten lag David auf dem Boden und

betete. Das Geräusch der Eintretenden weckte ihn aus seiner Andacht, langsam erhob er sich. Als er seinen Vater sah, eilte er ihm mit der lebhaftesten Freude entgegen; „Vater,“ rief er, „wie lange hast du deinem Sohne den Trost deines Angesichtes entzogen!“ Isaak seufzte. „Du weißt, was uns trennt!“ sprach er nach einer langen Pause. „Vater! ich kann nicht glauben, daß du mich hassest!“ — „David,“ erwiederte der Alte schmerzlich, — „du weißt was ich mußte schwören und noch lebst du im grausem Irrthum.“ — David warf einen schmerzlichen Blick auf den Vater. — „Vater,“ rief er, „ich weiß, daß du anders denkst, als du sprichst; noch lebt ein Fünklein Liebe zu mir in deinem Herzen; o laß es nicht erlöschen!“ „Ein Fünklein,“ sprach leise der Alte, „ein Brand ist, den nicht löschen können die Flüche der Richter. „Vater,“ begann David und heftete das dunkle Auge auf Deodat, „wen bringst du da? Wer ist der Jüngling?“ „Mein Wohl hat er,“ sprach Isaak mit einem Blick voll Dank auf Deodat; „er hat mir das Leben gerettet aus Mörderhand und Feuerbrand, wie ich dir oft habe erzählt! „Gottes Segen über dich, du Muthiger,“ rief David und eilte auf ihn zu; „dir danken viele, o, daß ich dir es lohnen könnte, wie du es verdientest!“ Er faßte Deodat's Hand und drückte sie in tiefster Bewegung an seine Brust. Da sah er die kranken Augen Deodat's. „O Freund,“ sprach er bewegt, „dein Auge leidet!“ „So hilf David,“ bat der Jüngling, „o hilf schnell; meine Augen wollen erblinden.“ Bewegt führte David ihn zum Fenster. Dort untersuchte er die Augen. „Noch kannst du auf Rettung hoffen,“ tröstete er, „doch hoffe nicht zu fest.“ Deodat erzählte ihm, wie durch Heymerans Bosheit,

solches Unglück über ihn gekommen sey. Voll Mitleid öffnete David ein Schränklein, nahm ein silbernes Büchslein heraus und gab es Deodat mit dem Auftrage, dreimal des Tages seine Augen zu salben und jeden Tag wieder zu ihm zu kommen. Deodat kam täglich und bald fühlte er, wie das Gift aus seinen Augen wich, und sein Augenlicht stärker ward von Tag zu Tag. Bald vereinigte innige Freundschaft die beiden Seelen, die Gottes Liebe so schwer prüfte. David's Gemüth war groß und herrlich und hing mit der glühendsten Begeisterung an seinen Herrn und Heiland. In dieser Liebe fand er sein Glück; sie machte ihm das Gefängniß zu einem Pallaste voll stiller himmlischer Freude. Die beiden Freunde stärkten und ermuthigten sich wechselseitig. Gar oft hörte Isaak ihren Gesprächen und Tröstungen zu und nicht selten röthete eine tiefe seltsame Bewegung die bleichen Züge seines Gesichtes.

Nach vier Wochen konnte Deodat sein Auge als geheilt betrachten. Es drängte ihn jetzt, den Grafen aufzusuchen am fernen Rheine. Mit tiefer Rührung, doch mit der Hoffnung des Wiedersehens schied er von seinem Freunde David. Er bot dem alten Isaak den letzten Gruß. „Junger Herr,“ sprach dieser tief bewegt, „geht nicht so aus diesem Hause, Rebekka, mein Weib, und meine Töchter Rachel und Lia brennen vor Verlangen, zu sehen euch und zu danken, wie es sich gebührt. Wollet ihnen gönnen die Freude, zu schauen euer liebreiches Angesicht!“ Deodat willigte ein. Isaak führte ihn über enge Stiegen aufwärts in ein großes, herrlich geschmücktes Zimmer, das von dem Reichthum seines Herrn zeugte. Dort traf er Rebekka mit ihren Töchtern. Sie fielen ihm zu Füßen, küßten den Saum

seines Kleides und die Hand, die ihren Vater gerettet. — Ihr Mund floß über vom Dank und Lobe. „Edler Herr,“ bat jetzt schüchtern Rebekka, „wollet nicht verschmähen eine kleine Gabe zum Andenken an den armen Isaak und sein demüthiges Weib.“ Sie bot ihm ein schweres mit Silber eingelegtes Kästlein von Ebenholz. — Rachel reichte ihm einen goldenen Ring mit glänzenden Steinen, Lia ein Jagdmesser mit goldenem Griffe und silberner Scheide. Aber Deodat lehnte mit freundlichem Danke Alles ab. — Da trauerten alle und ließen nicht ab, ihn zu bitten; besonders bat Lia, Isaaks jüngste Tochter, mit kindlicher Zudringlichkeit. Bittend drängte sie sich zu ihm. — Da gewahrte Deodat an ihrem Halse die Schnur, welche Anna getragen. — Er kannte sie nur zu gut. „Lia,“ rief er in großer Bewegung, „gib mir die Schnur, die du am Halse trägst, und du gibst mir Alles!“ Verwundert und freudig reichte Lia die Schnur dar. „Isaak,“ fragte Deodat weiter, „sage mir die Wahrheit, wo hast du die Schnur her?“ „Herr,“ erwiederte der Jude erstaunt, „ich habe sie gekauft von einem meiner Glaubensbrüder, der sie hat erhalten in Böhmen von einem Hussiten.“ „So ist es,“ sprach Deodat, „Gott sey es gedankt, daß ich sie wieder in Händen habe.“ Mit freudigem, herzlichen Danke schied er von dem Juden. Es reute ihn nicht, ihn gekannt und in sein Haus gekommen zu seyn. Mit Freuden drückte er sein wiedergefundenes Kleinod an seine Brust. Das goldene Herzlein der Schnur erschien ihm wie der Stern, welcher ihn und Anna durch die Fremde zu den Eltern führen sollte. —

22.

Während Deodat sich zur Reise rüstete, bedrohten die Hussiten mehr und mehr die benachbarten Gegenden. Sie fielen in Bayern und in die Pfalz ein, plünderten und raubten überall und brandschatzten Klöster und Märkte, und verbreiteten Schrecken bis nach Regensburg. Deodat ängstigte sich sehr, wie es dem Kloster Waldsassen, seinen Freunden und Anna möchte ergangen seyn. — Den letzten Abend vor seiner Abreise brachte er betend in der Kirche der Dominikaner zu. — Nach geendigter Andacht wollte er sich entfernen, da fühlte er sich sanft am Arme gefaßt. „Deodat!" flüsterte eine wohlbekannte Stimme. „Anna," rief dieser in freudiger Ueberraschung und zog die Kleine aus der Kirche, „Anna, mein liebes Kind, wo kommst du her? Ich ahne, du bringst traurige Nachrichten." „So ist es," erwiederte betrübt die Kleine; „doch Gott sey gelobt, weil ich nur dich wieder habe!" Nun erzählte ihm Anna, daß die Hussiten das Schloß des Klostervogtes, auf dem sie gewohnt, überfallen und verbrannt hätten; nur mit Mühe wären sie und die Frau des Vogtes entronnen; sie wären gegen Weiden zu geflohen; dort seyen sie zum zweitenmal von ihnen überfallen worden; hiebei habe sie ihre mütterliche Freundin verloren. In der Angst und der Noth faßte sie den Entschluß, zu Deodat sich zu flüchten, der, wie sie wohl wußte, noch immer zu Regensburg sich aufhielt. — Voll kindlichen Vertrauens äußerte das Mädchen, sie setze ihre ganze Hoffnung auf ihn; er möge sie nicht verlassen, da sie ja Alles, Vater und Mutter verloren hätte. — Deodat betheuerte ihr mit rührendem Eifer seine Treue und Liebe; er bat sie,

mit ihm zu dem Grafen am Rheine zu reisen. Mit Freuden sagte Anna zu; sie wäre mit ihm bis an das Ende der Welt gegangen. — Aber auch Deodat freute sich der unerwarteten Ankunft Annas; er hoffte jetzt einen viel schnellern und glücklichern Ausgang seines Unternehmens. Nur Eines machte ihm tiefen Kummer. Was mochte wohl aus dem Kloster und seinen Freunden geworden seyn? Doch auch hier fand er Trost. Noch am selben Abend erfuhr er, daß Waldsassen seine Rettung um eine große Summe erkauft habe. Er sandte aber einen Boten nach dem Kloster, damit Pater Anton über sein und Annas Schicksal beruhigt sey.

23.

So traten denn Anna und Deodat die Reise an. Unter dem Schutze des Höchsten überwanden sie alle Beschwernisse einer weiten und in der vorgerückten Jahreszeit mühseligen Reise. Anna freute sich, den guten Grafen, den sie so sorgsam gewartet, wieder zu sehen und seine Gemahlin und Tochter kennen zu lernen. Sie jubelte auf, als sie eines Abends das Schloß des Grafen vor sich sahen. Es lag, groß und schön in einem anmuthigen, von Wäldern und Bergen rings umschlossenen Thale. — Der Weg führte sie über eine steile Höhe, auf deren Spitze eine Kapelle gebaut war. „Laß uns beten, Anna," mahnte Deodat, „und bete du insbesondere eifrig, daß der Herr uns segne den Eingang in des Grafen Haus!" „Gewiß," meinte Anna, „der Graf ist ein guter Herr, er wird uns sicher gut aufnehmen und halten, wie er es uns versprochen hat!" „Gott gebe es," sprach Deodat, „auch ich hoffe es!"

Sie knieten nieder vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und beteten voll Inbrunst. Ein unnennbares, wundersames Gefühl erfaßte jetzt Deodats Herz; es war nicht Furcht und nicht Hoffnung, sondern eine stille, innige Zuversicht; es war nicht Freude und nicht Leid, und dennoch beides zugleich. Es wurde ihm jetzt, wie einem Kämpfer, der sich dem Siege naht und ihn mit Gewißheit voraussieht; es freuet ihn, den Sieg, und mit dem Siege das Ende aller Mühseligkeiten zu gewinnen; aber es schmerzt ihn zugleich, jene Schlachten und Kämpfe verlassen zu müssen, die er anfangs fürchtete und zuletzt hoffte und liebte. — Die Entscheidung naht, sprach es leise in seinem Herzen; du hast Alles geopfert; dir wird Alles werden! Das Herz wurde ihm voll, und er fühlte sich so angegriffen, daß er die Kapelle verlassen und die freie Luft suchen mußte. Ein Wink von ihm ermunterte Anna fortzubeten. Er aber setzte sich auf eine Bank unter einem Baume, dessen Blätter schon erblichen. — Die Sonne ging unter, und ihre Strahlen beglänzten den Saum des Waldes und die Spitze der Höhe. Sinnend wandte er das Auge dem Schlosse zu, das sobald die neue und die wahre Erbin aufnehmen sollte. Aus seinem Sinnen weckten ihn Stimmen ganz in der Nähe. Sie klangen ihm so bekannt! Aus den Büschen und Hecken, die sich den Hügel hinabzogen, traten die Gräfin Anna mit Mathilden und Birgitten hervor. — Verwundert erblickten sie den Fremdling. „Wer muß der seyn?" flüsterten sie. „Ein Pilger aus dem gelobten Lande," meinte Birgitta. „Ein junger Zigeuner," glaubte Mathilde. Und in der That, man konnte Deodat für beides, seinem Aussehen nach, halten. Sein Antlitz war in den Beschwerden und Drangsalen

seines Lebens abgemagert und gebräunt; über die Stirne trug er, zum Schutze für die Augen, eine schwarze, seidene Binde; sein Haupt bedeckte ein großer, mit Muscheln gezierter Pilgerhut; seinen Leib umhüllte ein grauer, bis auf die Knie reichender Rock; neben ihm lag sein Knotenstock und ein kleines Ränzlein. — „Ich will es gleich erfahren, was er ist," sprach leise Mathilde zur Gräfin, und nahte sich Deodat, der ruhig, die Augen niedergeschlagen, sinnend da saß. — „Wollt ihr mir wahrsagen gegen Geld und gute Worte," fragte sie und hielt ihm die Hand hin. Da schaute Deodat auf, er erkannte sie, und rasch durchzuckte ein Gedanke seine Seele. „Ich lese nicht," sprach er, „aus den Linien der Hand, sondern aus den Zügen des Gesichtes," und ernst und ruhig heftete er sein Auge auf Mathildens Antlitz. „Und was liesest du denn aus meinem Gesichte?" fragte sie ungeduldig. „Viel," erwiederte Deodat; „was du glaubst, das bist du nicht; und was du nicht glaubst, das wirst du werden!" Die Gräfin staunte bei diesen räthselhaften Worten; Birgitta zeigte sich betroffen. „Aus deiner Weisheit kann ich nicht klug werden," sprach Mathilde; „jetzt will ich dir eine ganz leichte Frage vorlegen; sage mir, wie ich mich nenne?" — „Du heißt, wie deine Mutter!" — „Deine Weisheit hat sich sehr betrogen," lachte Mathilde spöttisch; „ich nenne mich Mathilde und meine liebe Mutter Anna!" — „Du, du betrügst dich," rief ernst Deodat; „du bist Birgitta getauft und dort ist deine Mutter!" und er wies auf Birgitten. Mathilde erröthete vor Unwillen und Zorn; Birgitta aber stand erschüttert und leichenblaß. — Erstaunt blickte die Gräfin bald auf Mathilden und Birgitten, bald auf den verwegenen Fremdling.

„Er ist von Sinnen!" rief Birgitta sich fassend und von ihrem Schrecken sich erholend; „laßt uns gehen, edle Gebieterin, mein edles Fräulein, und mit solch tollem Geschwätze nimmer länger unsere Ohren beleidigen!" — „Du hast recht, gute Birgitta," sprach sanft die Gräfin, „laßt uns gehen," und sie bot bei diesen Worten Deodat ein Goldstück. „Bleibt, bleibt, edle Frau," bat Deodat, „mich sendet Gott zu euch; bleibe Birgitta, dein böses Gewissen steht dir auf der Stirne geschrieben!" „Mutter," rief Mathilde, „laß uns gehen; ich fürchte mich, er scheint wahnsinnig oder besessen vom Satan!" und sie bekreuzigte sich; doch die Gräfin, von düstern Ahnungen beklommen, blieb wider Willen; sie fühlte sich wie festgebannt in der Nähe des wundersamen Fremdlings. „Ich will es beweisen, was ich gesagt!" er wandte sich zu Mathilden, die laut und zürnend über seine Lüge und Falschheit schmähte. „Ich trage nichts Falsches an mir, wohl aber du," erwiederte er ernst, „sieh, die Schnur, die du an deinem Halse trägst, ist falsch." Die Gräfin in heftiger Bewegung, trat zu ihm. „Hört auf," sprach sie ernst, — „ihr habt mehr gesprochen, als ihr verantworten könnt!" Deodat aber reichte ihr die Schnur, die er bei Anna gefunden. — Die Gräfin zuckte zusammen; sie verlangte mit Heftigkeit die Schnur von Mathilden; nur unmuthig und zürnend fast gab sie ihr diese. Sie verglich sie sorgsam; sie drückte an Annas Schnur das goldene Herzlein; es öffnete sich und die Reliquie einer Heiligen strahlte ihr in Gold und Steinen gefaßt entgegen. Die Gräfin erbebte. Sie warf einen durchdringenden Blick auf die bleiche Birgitta und auf Deodat, der still und ruhig vor ihr stand. Sie prüfte mit Mathildens Schnur,

scheu und zitternd fast. „Deine Schnur ist die ächte,“ rief sie in höchster Bewegung des Gemüthes, „um Gotteswillen, wie kommt sie zu euch, o Fremdling!“ „Er hat sie gestohlen! er ist ein diebischer Zigeuner,“ schrie Birgitta in fürchterlicher Angst. „Ich, ein Zigeuner? ich bin ein Christ, wie du! kennst du mich,“ fragte Deodat und nahm die Binde von der Stirne und den Hut von dem Haupte. „Deodat!“ rief entsetzt Birgitta. — „Ja, Deodat bin ich! Weißt du, was Kuno, dein Bruder am Sterbebette gestanden hat?“ „O glaubt ihm nicht, edle Frau, er lügt, wie ein Schelm,“ schrie Birgitta mit dem Muthe der Verzweiflung; „die Schnur hat er gestohlen! O wartet nur bis Heymeran kömmt, und ihr werdet diesen elenden Verläumder zu Schanden gemacht sehen!“ „Heymeran kömmt nimmer,“ sprach ernst und traurig ein Jäger, der aus dem Walde herkam und Birgittens Worte gehört hatte. „Heymeran ist todt; ihn hat ein Bär auf der Jagd zerrissen!“ Da sank Birgitta ohnmächtig zu Boden. Erschüttert eilten Mathilde und die Gräfin der Unglücklichen zu Hülfe. „Ein Bär hat ihn zerrissen, o ewige Vorsehung!“ rief Deodat; „mich mußte ein Bär erretten!“ — Der Lärmen zog die kleine Anna zur Thüre des Kirchleins, Deodat aber winkte ihr zurückzutreten. „Bete, bete, Anna,“ sprach er ernst und feyerlich, „auf daß die Unschuld siege und komme nicht eher, als bis ich dich rufe!“ —

Aus dem Walde nahte sich der Trauerzug mit Heymerans Leiche. Still und betrübt eilte der Graf voran, Birgitten zu trösten. Er bemerkte Deodat nicht, der unter den Aesten des Baumes stand. Er eilte zur Gräfin und fand sie mit der Ohnmächtigen beschäftigt. „Weiß sie das Unglück?“ fragte er seine Gemahlin

lebhaft. „Sie weiß Alles,“ erwiederte diese traurig. Birgitta erholte sich; sie sah mit starren, glanzlosen Augen umher. „Heymeran ist todt, ist todt; jetzt Kind,“ sprach sie zu Mathilden, „mußt du dich schwarz anziehen; du mußt trauern um deinen Vater!“ „Großer Gott,“ rief der Graf, „was spricht sie? Der Schmerz bringt sie von Sinnen!“ Man trug Birgitten fort und Mathilde folgte ihr auf den Wink der Gräfin. Da trat Deodat vor und begrüßte ehrfurchtsvoll den Grafen. „Deodat, mein Deodat,“ rief dieser mit der innigsten Freude, „du bist es? Wo kommst du her? Ja, ein treuer Diener ist mir gestorben,“ fuhr er fort und drückte Deodats Rechte; „bleibe bei mir, du Retter meines Lebens! Sieh Anna, da ist Deodat, der unschuldig verläumdete und wunderbar gerettete Deodat! ihm dank ich es, daß ich dich und unsere Tochter wieder sehen durfte!“ „Unsere Tochter?“ fragte die Gräfin. „Deodat, Deodat,“ rief sie erschüttert, „wo hast du die Schnur her?“ Sie reichte Annas Schnur dem Grafen und erzählte mit gebrochener Stimme, von innerem Schauer ergriffen, was vorgefallen war. Der Graf erbebte in düsterer Ahnung. Deodat reichte ihm schweigend die Briefe. Der Graf, höher gebildet, als die meisten seines Gleichen, las; er stand erschüttert, fast vernichtet. „Heiland, wie würden wir betrogen! Kuno! Kuno! wenn Mathilde mein Kind nicht ist,“ rief er mit heftigem Schmerz; „wo ist denn mein Kind, mein einziges Kind? O jetzt verstehe ich das Wort des sterbenden Verbrechers: Birgitta soll Alles gestehen! Weh, ich kann nimmer zweifeln an der Schandthat!“ „Also wäre es wahr,“ fragte zitternd die Gräfin, „wenn Mathilde nicht unser Kind ist, wo ist es? Ach, wen soll mein Herz lieben, und wem darf ich trauen!

Wo ist unser Kind?“ rief sie und rang in unnennbaren Schmerzen die Hände. — „O Deodat, um Christi willen' wo hast du die Kette her?“ „Ich will euch sagen, wer sie trug.“ Und er rief nach der Kleinen. Anna trat jetzt aus dem Gotteshause, in holder Schüchternheit, still, demüthig heraus. Ihre Augen leuchteten in Freude auf, als sie den Grafen erblickte. Sie verneigte sich ehrfurchtsvoll vor der Gräfin und eilte auf den Grafen zu, dem sie die Hände küßte. Die Gräfin stand wie erstarrt. Sie verwandte kein Auge von der Kleinen. Der Graf selber fühlte sich erschüttert; er drückte Anna an sich und vermochte im Uebermaß von Gefühl und Ahnung kein Wort zu sprechen. „Und diese trug die Kette?“ fragte die Gräfin in heftiger Bewegung. „Ja,“ erwiederte ernst und freudig Deodat; „sie ist eure Tochter, edle Frau; und wenn ihr der Kette nicht glauben wollt, so glaubt doch den Briefen, den Aussagen zweier Sterbenden; vor Allen aber den Zügen ihres Gesichtes! Sind es denn nicht die euern?“ Da weinte die Gräfin und schaute auf ihren Gemahl; über seine Wangen perlten Thränen; er hielt Anna umfaßt und erinnerte sich, wie er sie schon in der Höhle sein Kind genannt. Deodat erzählte jetzt kurz, doch deutlich, wie er Anna bei dem Müller gefunden, und was dieser ihm bekannt hätte. „Ja, Anna,“ rief der Graf, „folge dem Zuge deines Herzens; es ist unser Kind, wir dürfen nimmer länger zweifeln!“ Da drückte die Gräfin mit strömenden Thränen das wiedergefundene Kind an das Herz. „O meine Mathilde,“ rief sie, „meine Mathilde, zwölf Jahre hat dich die Mutter entbehrt; unter fremden Leuten mußtest du aufwachsen, während eine Andere die Liebe genoß, die dir gehörte. Aber nun soll dir Alles ersetzt werden!“ Anna

aber schaute erstaunt, wie träumend, weinend auf Deodat. „Ja, Anna, du darfst es glauben, das große Glück; Georg war nur dein Pflegvater; er hat dich gefunden und in seiner Mühle mit seinem Weibe auferzogen; du heißt Mathilde, und diese edle Frau ist deine Mutter, der edle Herr dein Vater!“ Da umschlang die Kleine mit Entzücken die Knie der Eltern. „Vater! Mutter!“ stammelte sie und weinte in heftiger Rührung, „o nehmt mich auf als euer Kind!“

Als die Glut der Freude und Ueberraschung sich gelegt hatte, kam es zu klaren und vollständigen Erläuterungen. Von dem Geiste der Wahrheit beseelt, erzählte Deodat sein Geschick mit Kuno und Heymeran, mit Anna, seiner theuern Retterin und dem Müller, ihrem Pflegvater. Alle Zweifel und Bedenklichkeiten hob Birgittens reumüthiges Geständniß. Da gelobte der Graf, Deodat zu gewähren, was er verlangte, und sollte es auch die Hälfte seines Gutes seyn. Deodat verlangte Verzeihung für die Schuldige. Sie wurde ihm, doch erst nach langem Widerstreben des Grafen. Birgitta zog mit der gedemüthigten Tochter, die alle, auch die gütigsten Anerbietungen der Gräfin, zu bleiben, ausschlug, in ihre Heimath nach Böhmen; dort unterstützte der Graf sie reichlich; aber sie wurde nie des Lebens froh. Die Vorwürfe ihres Gewissens, der Gram und die Lieblosigkeit ihrer Tochter verbitterten ihr die Tage ihres Lebens; sie starb in Jammer und unbeweint. Birgitta ihre Tochter nahm den Schleier und verbarg sich und ihren Gram vor den Augen der Menschen in einem Kloster.

Der Graf wollte Deodat belohnen; er bot ihm ein schönes Landgut als Eigenthum an; aber Deodats Herz hing nicht an dem Irdischen; er fand den schönsten Lohn

in seinem Herzen. Es drängte ihn, heimzukehren zu Pater Anton seinem Vater; er sehnte sich nach der Einsamkeit des Klosters, um Gott zu dienen und sich zum Priesterstand würdig vorzubereiten. Deßhalb schlug er Alles aus. Er schied von den Glücklichen, die ihm Thränen des Dankes und reiche Geschenke für das Kloster mitgaben.

15.

Deodat eilte nun zurück nach Waldsassen. In Regensburg verweilte er, um den alten Isaak und seinen Freund David zu besuchen. Noch immer hing David mit der alten unerschütterlichen Liebe an dem Herrn. Mit der innigsten Freude, Gott preisend und Ihm dankend empfingen der Abt und Pater Anton den Jüngling, der so schwer geprüft und so treu befunden worden war. — Seine Bitten, das Noviziat im Kloster antreten zu dürfen, wurden ihm sogleich gewährt. An Pater Antons Herzen, unter den Augen des Abtes und seiner frommen Brüder bildete sich Deodat zum würdigen Diener des Herrn. Nach drei Jahren der eifrigsten Vorbereitung wurde er zum Priester geweiht. — Morgens, an jenem Tage, wo er dem Herrn zum erstenmal das heilige Opfer darbringen wollte, segnete er das zahlreich versammelte Volk; da theilte sich plötzlich die Menge und gab ehrfurchtsvoll Raum; ein Zug prächtig gekleideter Diener nahte; es war Graf Meinhard mit seiner Gattin Anna und Mathilden, seiner Tochter. Um Zeuge von Deodats Glück zu seyn, hatten sie die weite Reise nicht gescheut und warfen sich, um den Segen bittend, andächtig und demüthig zu den Füßen des jungen Priesters. Segnend legte Deodat seine Hand auf das Haupt der Eltern,

auf Mathildens jungfräuliches Haupt und flehte die Fülle des himmlischen Segens auf sie herab. Mathilde, die zur holden Jungfrau heranzublühen begann, überreichte ihm mit Thränen in den Augen, in tiefer Rührung einen goldenen, vom heiligen Vater selber geweihten Kelch. Prachtvolle Meßgewänder, theils für Deodat, theils dem Kloster zur Schankung, wurden herbeigebracht. Mit welchen Gefühlen mochte wohl jetzt Deodat, umgeben von allen seinen Lieben, am Altare stehen und dem Herrn das Heiligste darbringen!

Das heilige Opfer war vollendet. In glühender Andacht des Herzens hatte Deodat Gott dem Herrn gedankt, und wollte sich aus der Sakristei entfernen, da traten zwei Männer zu ihm. Deodat, sprach der eine leise. David, David, mein Freund, rief dieser lebhaft und in der innigsten Freude drückte er des Freundes Hand an sein Herz. David aber kniete mit seinem Begleiter nieder. Deodat, segne mich und meinen Vater, bat er. Ja Deodat, rief Isaak; ich bin nimmer ein Jude, ich bin geworden ein Christ; der Herr hat mir genommen mein Weib und meine Tochter; aber er hat mir dafür gegeben das Licht seines heiligen Sohnes zum tausendfachen Ersatze. — Deodat aber jubelte im Innern seines Herzens, daß sein letzter Wunsch auf Erden erfüllt war. Er segnete sie und flehte nur um dieß Eine, sich nimmer von David trennen zu dürfen. Auch dieß wurde ihm gewährt; David trat in das Kloster und weihte seine Kräfte und Tage dem Herrn; an Deodat fand er einen Freund, wie einst David, der König seines Stammes, an Jonathan gefunden hatte. Ihm wurde vergönnt, Deodats Augen zu schließen; bald folgte er ihm nach.—

1	Das Gespenst	Seite 1
2	[illegible]	— 15
3	[illegible] der Bettler	— 36
4	[illegible]	— 81
5	[illegible] Prüfungen.	— 83

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lautenschlager, Ottmar

Die Erzählungen des Priesters Ottmar für Jugend und christliches Volk Mit einer Vorrede von Franz Seraph. Häglsperger

München 1836

Paed.pr. 2021
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760363-5